Lucians Schriften

aus

dem Griechischen übersezt.

Sechster Band.

Mit Kaiserl. und Kursächsischen Privilegien.

Mannheim, 1783.

Nigrin,

oder

die Sitten eines Philosophen. (*)

Lucian wünschet dem Nigrin Wohlergehen.

Er trägt Eulen nach Athen, sagt man im Sprichworte von einem, der eine lächerliche Bemühung unternimmt; weil es in der That lächerlich wäre, Eulen dahin zu tragen, wo man solche im Ueberflusse hat. Nun verdiente ich wol ebenfalls ausgelacht zu werden, wenn ich dem Nigrin eine von mir verfaßte Rede zuschickte, damit er sehen möchte, wie geschickt ich hierinne bin. Denn auch dieses

(*) Ein Compliment an einen Philosophen, und zugleich eine Satyre wider die zu Rom im Schwange gehende Sitten.

wäre so viel als Eulen nach Athen tragen. Da ich dir aber nur zeigen will, wie ich dermalen gesinnet bin, und daß mich deine Reden nicht wenig gerührt haben, so werde ich wol billig, wie diesem Sprichworte, so auch dem Ausspruche des Thucidides entgehen, welcher sagt: " Die „ Unwissenheit macht dreiste, und die Ueberlegung „ Zaudrer. „ Denn es ist doch bekannt, daß nicht die Unwissenheit allein, sondern auch die Liebe für die Wissenschaften, die Ursache dieser meiner Dreistigkeit ist. Gehab dich wohl!

Ein Freund und Lucian.

Freund.

Wie thust du doch nach deiner Abwesenheit so ernsthaft und hoch! Du würdigst mich nicht eines Blickes mehr, fliehest meinen Umgang und unsre vorhin gewöhnlich geführten Gespräche: Kurz, du bist ganz verändert und kömmst mir recht hochmüthig vor. Ich möchte doch gern von dir hören, wie du zu dieser seltsamen Aufführung gekommen bist, und was die Ursache davon seyn mag?

Lucian. Was anders, mein Freund, als die Glückseligkeit?

Freund. Was sagst du?

Lucian. Ganz unverhoft bin ich glückselig, und dreymal glückselig worden, wie man auf dem Theater spricht.

Freund. Hercules! In so kurzer Zeit!

Lucian. Ja, wol.

Freund. Dürfte man aber nicht auch wissen, was denn die wichtige Sache wäre, um welcher willen du so stolz thust, damit wir uns über deine Glückseligkeit nicht bloß überhaupt freuen könnten, sondern alles umständlich von dir hörten?

Lucian. Wie! dünkt es dich nicht ein rechtes Wunder, daß ich aus einem Knecht ein Freyer, aus einem armen Mann ein wahrhaftig Reicher, und aus einem Narren und Unsinnigen ein verständiger Mann worden bin?

Freund. Das gröste Wunder von der Welt! Aber ich verstehe doch nicht recht, was du sagen willst.

Lucian. Ich gieng so eben in die Stadt, irgend einen Augenarzt zu suchen; denn der Schaden an meinem Auge wird immer größer.

Freund. Das weiß ich alles sehr wohl, und wünschte deswegen auch, daß du einen geschickten Augenarzt finden möchtest.

Lucian. Weil ich mir nun vorgesezt hatte, auch bey dem platonischen Weltweisen Nigrin, den ich lange nicht gesehen hatte, zuzusprechen, so stand ich frühe auf, gieng zu ihm, klopfte an, und ward, nachdem mich der Diener gemeldet hatte, hineingerufen: Hier traf ich ihn an mit einem Buche in der Hand, und rings um ihn her viele Bildnisse alter Philosophen. In der Mitte lag ein Täfelchen, worauf geometrische Figuren gezeichnet waren, und dabey eine Sphäre von Rohr, welche, wie es mir schien, das Weltgebäude vorstellen sollte. Nun umarmte er mich sehr freundschaftlich, und fragte, wie ich mich befände? Als ich ihm auf alles geantwortet hatte, fragte ich ihn hinwieder, wie auch er sich befände, und ob er Willens wäre wieder nach Griechenland zu reisen? Da er nun anfieng hievon zu sprechen, und mir seine Gesinnungen zu erzählen, übergoß er mich mit solchen ambrosialischen Worten, daß auch die Sirenen, wenn es je solche gegeben, und die Nachtigallen und der Lotus bey dem Homer,

nichts dagegen zu achten sind: So himmlischsüße Worte waren das! Denn er gerieth darauf, daß er die Philosophie und die daher entstehende Freyheit lobete, und dasjenige, was man insgemein für besser hält, Reichthum, Ruhm, Herrschaft, Gold, Purpur, und anders, das den meisten so sehr in die Augen sticht und vorhin auch mir herrlich vorkam, verlachte: Dieses alles hörte ich nun mit der grösten Aufmerksamkeit und mit so offener Seele an, daß ich sogleich nicht wußte, wie mir geschah und überall hingerissen ward. Denn bald schmerzte es mich, daß, was mir am liebsten war, Gold und Silber, Ehre und Ansehn, der Eitelkeit überwiesen würden, dergestalt, daß ich über den Umsturz dieser Dinge beynahe weinte. Bald dünkte mich, daß es in der That niederträchtige und verächtliche Dinge wären, und freute mich wieder, wie einer der aus einem finstern Gefängniß, darinn er gelegen, wieder an die frische Luft und ans helle Licht kömmt, also daß ich, seltsam genug, des Schadens an meinem Auge vergaß, indem ich hingegen allmählig an der Seele höchst scharfsichtig ward, (denn ich wußte nicht, daß ich bisher eine so blinzende Seele herumgetragen hatte,)

bis ich endlich in den Zustand gerieth, weswegen du mir so eben Verweise gabest. Denn wirklich hat seine Rede mich stolz gemacht und in die Höhe gehoben, daß ich um niedrige Dinge mich gar nicht mehr bekümmere; und es geht mir, dünkt mich, mit der Philosophie, wie man sagt daß es den Indianern gegangen, als sie das erstemal Wein getrunken hatten. Denn da sie sonst hitziger Natur sind, fiengen sie, nachdem sie von dem starken Getränke zu sich genommen hatten, an, heftig zu schwärmen, und raseten izt vom Weine doppelt so sehr: Eben so ward auch ich von seinen Reden ganz begeistert, und gehe davon wie betrunken herum.

Freund. Das heißt aber nicht betrunken, sondern nüchtern und bey gesundem Verstande seyn. Indessen möchte ich, wenn es seyn kann, seine Rede selbst gerne hören; denn man wird, was er gesagt, wol nicht verachten dörfen, zumal da der, so es gern hören wollte, ein Freund ist, und nach eben denselben Zwecke strebt.

Lucian. Fürchte dir nicht, du kannst es nicht lieber anhören, als ich begierig bin dir solches zu erzählen; und wärest du mir nicht zuvorgekommen,

so hätte ich dich wol selbst gebeten mir zuzuhören: Denn ich wollte dich eben gerne zum Zeugen machen, daß ich nicht ohne Grunde so außer mir selbst bin. Nicht zu gedenken, daß es auch mir selbst Vergnügen bringt, wenn ich mich öfters daran erinnere. Auch habe ich mir es bereits angewöhnt, diese Reden oft bey mir selbst zu überlegen; denn wenn gleich niemand bey mir ist, so durchgehe ich doch, was er sagte, täglich zwey = bis dreymal mit mir selbst.

Und gleichwie Verliebte in Abwesenheit der Personen, welche sie lieben, sich ihre Reden und Handlungen vorstellen, und durch diesen Zeitvertreib ihrer Passion nachhängen, als ob der geliebte Gegenstand zugegen wäre, ja wol gar etwan glauben, daß sie wirklich mit ihnen sprechen, und sich an ihren Reden, die sie vormals gehört, ergötzen, als ob sie solche izt von ihnen hörten, also daß sie durch diese Vorstellungen des Vergangenen nicht Zeit finden sich über das Gegenwärtige zu grämmen: Eben so tröste auch ich mich in Abwesenheit der Philosophie nicht wenig dadurch, daß ich mir die Reden vorstelle und sie bey mir selbst durchgehe, welche ich damals hörete: und

kurz, da sehe ich, wie wenn ich in finstrer Nacht auf dem Meere führe, auf diesen Mann als auf irgend eine Fakel; stelle mir ihn bey allem was ich thue als gegenwärtig vor, und höre gleichsam stets, was er mir vormals sagte: auch ist mir zuweilen, vornämlich wenn ich mich recht darauf anstrenge, als ob ich ihn wirklich sehe, und ich vernehme den Schall seiner Rede ganz deutlich. Denn in der That liessen seine Worte, nach dem Ausdrucke des Poeten, einen Stachel zurücke.

Freund. O halt doch einmal, und fang endlich an mir diese Rede ganz von Anfang zu erzählen: Du marterst mich recht mit solchen Umschweifen.

Lucian. Wohlan denn, es soll geschehen; sag mir aber, hast du auch schon schlechte Schauspieler gesehen? Ich meyne solche, die ausgepfiffen und zulezt gar vom Theater weggejagt worden, weil sie die Stücke, welche aufgeführt worden, obschon sie oft gut sind, und den Preis erhalten hatten, durch ihre Vorstellung verdorben.

Freund. Ja, ich kenne solche die Menge. Was soll aber dieses?

Lucian. Ich fürchte, ich werde diese Rede ebenfalls nur schlecht nachahmen, die Sachen

unordentlich zusammensetzen und aus Unwissenheit zuweilen wol gar den Sinn verkehren, so daß du endlich wol dahin gebracht werden möchtest, das Stück selbst zu verwerfen. Nun würde, was bey der Sache meine Person selbst beträfe, mich nicht anfechten; das aber würde mich nicht wenig schmerzen, wenn das Stück mit mir verurtheilt werden, und meine Schuld tragen sollte.

Vergiß also nicht so lang ich reden werde, daß der Poet an allen Fehlern, die vorkommen mögen, keine Schuld hat, und daß er weit vom Theater weg irgendwo sizt, ohne sich zu bekümmern, was daselbst vorgeht: Ich nehme alle Gefahr auf mich selbst, und wage es, dir nur zu zeigen, was für ein Schauspieler ich in Ansehung des Gedächtnisses bin, und bey der Vorstellung vielleicht nicht mehr zu bedeuten habe als ein Bote in der Tragödie. Wenn dir also etwas fehlerhaft scheinen wird, so denke gleich: Das war gewiß besser; dieses hat der Poet vielleicht anders gesagt. — Mich magst du dann auspfeifen, es soll mich nicht sonderlich anfechten.

Freund. Die Vorrede, ich schwöre beym Mercur! ist vortrefflich und ganz nach den Regeln der

Redner gerathen: vermuthlich wolltest du aber auch noch hinzugefügt haben, daß eure Bekanntschaft nicht von lange her ist, daß du dich auf die Wiederholung der Rede nicht vorbereitet hast, und daß es weit besser wäre den Mann selbst reden zu hören; denn gewiß hast du nur den kleinsten Theil dessen, was er gesagt, und so viel möglich war, ins Gedächtniß gefasset: Nicht wahr, das wolltest du noch hinzuthun? Ich schenke dir es aber, und du kannst dir seyn lassen, als ob du es alles bereits angeführet hättest; so geneigt bin ich dir Beyfall zuzurufen und zuzuklatschen. Zauderst du aber noch länger, so werde ich dir gewiß daran denken und dich auspfeifen so viel ich vermag.

Lucian. In der That das alles, und auch noch dieses wollte ich dir gesagt haben, daß ich dir die Rede wol nicht in der Ordnung, und wie er nach einander von allem und jedem gesprochen hat, wiederholen werde. Denn dieses ist ganz über meine Kräfte. Ich werde auch nicht in seiner Person reden, damit ich nicht auch in diesem Stücke denen Schauspielern gleich werde, die, in Gold und Silber gekleidet, den Agamemnon oder den Hercules mit einer schrecklichen Miene und einer Maske

vorstellen, die das Maul bis an die Ohren verzehrt, dabey aber nur eine kleine weibische Stimme von sich hören lassen, die noch leiser ist, als die Stimme der Hecuba oder der Polyxena. Damit es also nicht scheine, ich hätte eine größre Maske vor das Gesicht genommen, als sich für meinen Kopf schickt, und dem Anputz selbst nicht Schande mache, will ich, ohne mich zu verkleiden, nur in meiner eigenen Person zu dir sprechen, damit ich nicht, wenn ich etwa falle, den Helden, welchen ich vorstellete, mit mir zu Boden ziehe.

Freund. Der Mann, scheint es, wird heute nicht aufhören mir von Scenen und Tragödien zu schwatzen.

Lucian. Wohlan, itzt höre ich auf und will zur Sache kommen. Er fieng also mit dem Lobe Griechenlandes und derjenigen an, die zu Athen in Gesellschaft der Philosophie und der Armuth leben, und weder an Bürgern noch Fremden Gefallen haben, welche die Wollust bey ihnen einzuführen trachten; sondern einem solchen, der etwa zu ihnen kömmt, allmählig andre Gesinnungen beybringen, ihn sanft unterrichten, und zu einer einfältigen natürlichen Lebensart zurückführen.

So wäre, sprach er, einst ein gewisser goldener Narr nach Athen gekommen, der sich durch sein buntes Kleid und seine Vergoldungen sehr auszeichnete, und andern Leuten durch die Menge seines Gefolges beschwerlich fiel. Nun glaubte er, daß alle Athenienser ihn bewunderten und glückselig priesen: ihnen aber schien der arme Gecke gerade unglückselig zu seyn. Sie suchten ihn also eines bessern zu belehren, nicht mit Bitterkeit, noch so daß sie ihm verboten in einer freyen Stadt zu leben, wie er gern wollte; sondern da er auf den Gymnasien und im Bade andern zur Beschwerde war, indem er mit seinen Bedienten überall zudrang, und die, welche ihm begegneten, in die Enge trieb, sagte einer mit leiser Stimme, als ob er nicht wollte, daß man ihn hören sollte, und den andern gar nicht zur Absicht hätte: „Er fürchtet, „er möchte im Bade umkommen: es ist aber „doch tiefer Frieden im Badhause, und es bedarf „deswegen keines Kriegsheeres.„ Jener nun ward, indem er die Wahrheit hörte, dadurch belehret. Da man ihm sein buntes Pfauenkleid auszog, spotteten sie des blumichten Aufzuges gar artig, indem sie sagten: „Wir haben Frühling! Woher

„ kömmt wol dieser Pfau ? Vielleicht sind es die „ Kleider seiner Mutter, u. d gl. „ Eben so scherzten sie auch weiter über die Menge seiner Fingerringe, über den gekünstelten Haarputz, über die niedliche Tafel ꝛc. also daß er allmählig klug ward, und viel besser wieder verreiste als er gekommen war.

Daß sie sich aber auch nicht schämen die Armuth zu bekennen, führte er mir zum Beweis eine Rede an, die er selbst bey den öffentlichen Schauspielen am Athenäenfest gehört hatte : Ein Bürger nämlich ward gegriffen und vor den Kampfrichter geführt, weil er den Spielen in einem gefärbten Kleide beywohnte : Sobald sie dieses gesehen, hätten sie sich seiner erbarmet und für ihn gebeten : Und da der Herold sagte, er hätte wider die Gesetze gehandelt, indem er in einem solchen Kleide zugeschaut, hätten sie alle wie mit Einer Stimme, und als ob es abgeredet wäre, geschrien : “ Man „ sollte ihm verzeihen, daß er ein solches Kleid „ trüge, denn er hätte kein anders. „ Dieses nun lobete Nigrin, zusammt der Freyheit, die zu Athen herrschte, die Mäßigkeit in Speis und Tranke, die Ruhe und die Musse, die man im Ueberfluß

daselbst genösse: Er zeigte auch, daß die Lebensart dieser Leute der Philosophie angemessen, und vermögend sey die Sitten rein zu behalten; und daß ein Mann, der gern studiert, den Reichthum verachten gelernt, und das Schöne darinn sucht, daß er der Natur gemäß lebe, wol nirgend besser, als zu Athen aufgehoben sey.

Wer hingegen den Reichthum liebe, sich durch das Geld kitzeln lasse, und die Glückseligkeit nach Purpurkleidern und Herrschaft messe; wer die Freyheit in Reden und Handlungen nie geschmeckt und die Wahrheit nie gesehen, sondern nur bey der Schmeicheley und der Knechtschaft auferzogen worden, oder seine Seele nur ganz der Wollust überlassen, und nur dieser zu dienen beschlossen habe; niedlichen Mahlzeiten, Trinkgelagen und der Venus nachlaufe; mit Verläumdung, Betrug und Lügen sich sättige; oder am Ton musikalischer Instrumente und am Gesange wollüstiger Lieder Vergnügen finde: der möge sich hier in Rom aufhalten!

Denn was dergleichen Menschen das liebste ist, davon seyn hier alle Straßen und alle öffentliche Plätze voll, und man könne die Wollust durch alle

Thore einlassen: durch die Augen, durch die Ohren, durch die Nase, den Gaumen, die Schamglieder. Indem sie beständig in einem fortfliesse, werden die Rünze alle erweitert: denn mit ihr strömen auch der Ehebruch, der Geldgeiz, der Meineyd und das übrige Heer solcher Dinge hinein, wovon die Seele ganz überschwemmet, und Scham und Tugend und Rechtschaffenheit daraus weggespühlt werden: da denn der ausgespühlte, dürre und stets durstige Grund viele und wilde Begierden hervorbringe. So wäre diese Stadt beschaffen — eine Lehrmeisterin solche Güter zu bekommen.

Da ich also (fuhr er fort) auf meiner Rükreise aus Griechenland der Stadt nahe kam, stand ich still, und sezte wegen dieser Rükreise dahin mich selbst zur Rede; warum, sprach ich aus dem Homer;

„ Warum, Elender, verläßt du das Licht der
„ glänzenden Sonne? „

Griechenland nämlich, und alle die Freyheit und Glückseligkeit, welche daselbst herrschet, und kömmst, allen diesen Tumult, alle diese Verleumder, stolze Begrüßungen, Mahlzeiten, Schmeichler, Mördereyen, Laurer auf Testamente, falsche Freunde rc. zu sehen? Oder was willst du wol

anfangen, da du nun weder zurükgehen, noch mitmachen kannst?

Bey dieser Berathschlagung nun, was ich thun, und wie ich mich selbst, wie Jupiter den Hektor, den Pfeilen, der Mezeley und dem Tumulte entziehen möchte, beschloß ich mein übriges Leben zu Hause zuzubringen, und wählete mir vorzüglich diese Lebensart, die sonst für weibisch und zaghaft gehalten wird, daß ich mich mit der Philosophie, dem Plato und der Wahrheit unterrede; wobey ich wie bey einem volkreichen Theater hoch über demselben sitze, und auf alles was vorgeht hinunterschaue. Stoffes genug, theils zur Belustigung und vielem Belachen, theils aber auch dazu, daß ein Mann, der in der Tugend bereits geübt ist, seine Stärke versuchen kann.

Denn wenn sich je etwas auch zum Lobe des Bösen sagen läßt, so darfst du sicher glauben, daß es wol keinen bessern Kampfplatz für die Tugend noch eine sichrere Probe der Seele giebt, als diese Stadt und der Aufenthalt in derselben ist. Denn es ist eben nicht eine Kleinigkeit, so vielen Lüsten, so vielen Reizen für das Gesicht und das Gehör zu widerstehen, die uns von allen Seiten herlocken

und an sich ziehen; und man muß nach dem Exempel Ulysses dieselben allerdings vorbeyschiffen, aber nicht mit gebundenen Händen (denn das verriethe Furcht) noch die Ohren mit Wachse zugestopft, sondern frey und mit offenen Ohren, und daß man sie dennoch verachte.

Man hat aber auch Anlaß die Philosophie zu bewundern, indem man die große Thorheit der Menschen mit ihr vergleicht; und die Glücksgüter zu verachten, wenn man, wie bey einem Schauspiele, wo viele Personen eingeführt werden, siehet, wie einer aus einem Knechte zum Herrn, ein andrer aus einem reichen Manne zum Bettler, ein Armer zum Satrapen oder zum Könige, dieser ein Freund, jener ein Feind, ein andrer verbannet wird. Wobey das elendeste noch dieses ist, daß obschon das Glück selbst bezeuget, daß es mit den menschlichen Dingen spiele, und bekennt, daß nichts beständiges dabey sey, die Menschen, ungeachtet sie solches täglich mit Augen sehen, dennoch nach Reichthum und Herrschaft streben, und voller Hoffnung auf Dinge, die nicht geschehen, umhergehen.

Ich habe aber gesagt, daß man dabey Stoffes genug auch zum Lachen und zur Belustigung finde; und dieses will ich dir itzo zeigen: denn wem sollte es nicht lächerlich vorkommen, wenn er Reiche siehet, die ihre Purpurkleider spiegeln, ihre mit Ringen gezierte Finger hervorrecken, und viel anders thun, wodurch sie ihre Geschmacklosigkeit verrathen, und, was das ärgerlichste ist, solche die ihnen begegnen, durch die Stimme eines andern grüßen (*), und glauben, sie erweisen denselben Freundlichkeit genug, wenn sie solche nur anschau'n. Andre, noch stolzer, lassen sich sogar anbeten, und zwar nicht von ferne und nach Weise der Perser; sondern man muß gebückt hinzunahen, nachdem das Gemüth schon lange gedemüthigt ist, und diese Gemüthsgestalt durch Gleichförmigkeit auch des Körpers zeigen; und muß sie auf die Brust oder die rechte Hand küssen; welches denn denen, die nicht einmal diese Ehre erlangen mögen, etwas herrliches und beneidenswürdiges zu seyn scheinet. Der Reiche indessen steht da, und giebt sich lange als einen betrogenen Narrn zu schauen.

(*) Durch den Nomenclator, der mit im Gefolge war, daß er die Bürger bey ihren Namen nennete.

Ich lobe sie aber wegen dieses unfreundschaftlichen Betragens, und bin es sehr wohl zufrieden, daß sie uns nicht gestatten sie auf den Mund zu küssen.

Noch viel lächerlicher aber sind die, welche von freyen Stücken zu diesen Reichen gehen, um ihnen die Aufwart zu machen; da sie denn noch mitten in der Nacht aufstehen, die ganze Stadt durchlaufen, und wenn sie hinkommen, von den Thürhütern nicht eingelassen, sich Hunde und Schmeichler schelten lassen müssen. Die schöne Belohnung aber für dieses ungute Herumlaufen, ist die beschwerliche und so viel Unheil anrichtende Abendmahlzeit, von der sie, nachdem sie mehr gegessen und getrunken als ihnen lieb war, und geredet, was sie nicht sollten, zulezt mit Unwillen und Verdruß wieder nach Hause kehren, und bald die Mahlzeit tadeln, bald über erlittene Beschimpfungen, bald über die Kargheit des Reichen sich beschweren, hernach in den Nebengäßchen speyen und sich mit einander um gemeine Huren balgen: Viele liegen denn krank den Tag über zu Bette, und machen itzt die Aerzte herumlaufen. Einige aber, sehr seltsam, nehmen sich auch nicht Weile, krank zu seyn.

Nun halte ich aber diese Schmeichler für weit schlimmre Leute, als die, denen sie schmeicheln, und glaube, daß sie beynahe die Ursache jenen ihres Stolzes sind. Denn da sie den Reichthum derselben bewundern, das Geld loben, frühe Morgens haufenweise sich vor ihren Thüren einfinden, und sie als Herrn begrüßen, was müssen diese nicht für hohe Gedanken von sich fassen? Und glaubst du nicht, daß wenn jene einmal die Abrede treffen, sich dieser freywilligen Knechtschaft nur für eine kleine Zeit zu enthalten, die Reichen hinwieder für die Thüren der Armen kommen, und bitten würden, sie möchten ja ihre Glückseligkeit, die unnütze Pracht ihrer Tische, und ihre Palläste, nicht unbeschaut und unbewundert lassen? Denn sie lieben gewiß den Reichthum noch weniger an sich selbst, als daß man sie um desselben willen für glückselig halte; wie denn in der That der Besitzer eines großen Hauses oder einer Menge Goldes und Elfenbeins keinen Nutzen davon hat, wenn niemand ist, der diese Dinge bewundert: Auf solche Weise sollte man mithin ihre Macht zerstöhren, und durch Verachtung, die man dem Reichthum als ein Bollwerk entgegensezte, dieselbe

erniedrigen. Itzt aber macht man sie durch Bewunderung und Aufwart ganz zu Narren.

Nun dürfte es zwar noch mitgehen, daß Ungelehrte, und Leute, die ihre Unwissenheit öffentlich bekennen, dergleichen thun: daß aber auch solche, die sich für Philosophen geben, noch viel lächerlichere Dinge thun, ist wol das Allerärgerlichste. Denn wie meynst du wol, das mir zu Muthe sey, wenn ich etwa einen dieser Leute, vornämlich einen solchen, der bereits auf einem hohen Alter ist, unter dem Schwarm der Schmeichler, und einem Vornehmen, gleich den Trabanten, nachlaufen oder sich mit dem Knechte, der ihn im Namen seines Herrn zu Gaste bittet, in Gespräche einlassen sehe? Besonders da der Mann sich noch durch die Kleidung auszeichnet und von jedermann bemerkt wird. Was mich aber am meisten ärgert, ist, da sie die Comödie sonst durchaus gleich andern helfen mitspielen, sie nicht auch in dem dazu gehörigen Aufzug erscheinen.

Denn was sie bey den Mahlzeiten thun, ist mehr als daß wir sie mit den ärgsten Schmeichlern vergleichen könnten. Füllen sie sich den Wanst nicht bäurischer als dieselben? Betrinken sie sich nicht

ungescheut mehr als andre? Dann sind sie auch die lezten die von der Tafel aufstehen, und wollen mehr mit sich heimtragen als andre: und diejenigen unter ihnen, welche besser zu leben wissen wollen als die übrigen, gehen öfters so weit, daß sie auch singen.

Dieses nun hielt er für lächerlich; vornämlich aber führte er diejenigen an, welche die Philosophie um Lohn lehreten, und die Tugend wie eine Waare feil hätten. Er nannte deswegen ihre Schulen Werkstätte und Schenkstuben; denn er glaubte, daß der, so andre lehren wollte, das Geld zu verachten, zuerst zeigen sollte, daß er selbst über alle Gewinnsucht weggesezt wäre: Etwas daß er auch immer that, indem er nicht allein die, so ihn besuchten, umsonst unterrichtete, sondern auch den Bedürftigen das Nöthige mittheilte und allen Ueberfluß verachtete. Nach ungeziemendem Gewinn strebte er so wenig, daß er selbst seine eigene Sachen, die in Abgang geriethen, vernachläßigte, indem er sein Landgut, das er nicht weit von der Stadt hatte, zu besuchen izt so viel Jahre her nie würdigte, ja nicht einmal sagte, daß es sein wäre; sonder Zweifel weil er glaubte, wir wären

von Natur von keinem einzigen Dinge Eigenthumsherrn; sondern indem wir die Nutznießung derselben nach den Gesetzen und durch die Nachfolge für eine unbestimmte Zeit übernähmen, würden wir so für kurzwährende Herrn gehalten; da denn, wenn die Zeit vorbey ist, ein andrer das Lehn empfienge, und es unter demselben Titel genösse. Er giebt aber auch denen, welche ihm nachfolgen wollen, ein vortrefliches Beyspiel der Mäßigkeit in Speise und Trank, in gehöriger nicht übertriebener Leibesübung, einer bescheidenen Miene, und über das alles in einem gesezten Gemüthe und sanften Sitten.

So vermahnete er auch die, welche Umgang mit ihm hatten, es nicht aufzuschieben tugendhaft zu werden, wie viele zu thun pflegten, die sich eine gewisse Zeit, diesen oder jenen Festtag, diese oder jene öffentliche Versammlung vorsezten, da sie anfangen wollten nicht mehr zu lügen und nach Pflicht zu handeln. Denn er glaubte, daß der Trieb Gutes zu thun nicht zaudern sollte. So tadelte er auch die Philosophen, welche glaubten sie bildeten junge Leute zur Tugend, wenn sie dieselben viel Zwang, Mühe und Schmerzen ausstehen liessen;

indem einige befohlen sie deswegen zu binden, andre sie geisselten, und die gelindern von ihnen denselben die Haut mit einem eisernen Instrumente krazten.

Denn er hielt dafür, man müßte diese Festigkeit und Standhaftigkeit viel eher in die Gemüther einpflanzen; und wer die Menschen am besten auferziehen wollte, müßte theils auf das Gemüth, theils auf den Körper, theils auf das Alter und die vorige Lebensart sehen, wenn er nicht getadelt werden wollte, daß er Sachen auflegte, die über die Kräfte gehen. Viele, sagte er, wären auch deswegen gestorben, weil man ihnen so unvernünftig Dinge aufgelegt, die über ihre Kräfte gegangen; und ich selbst habe auch einen gesehen, der nach Erduldung dieser Härtigkeiten von jenen, so bald er etwas bessers gehört, zu ihm übergelaufen, und sich itzt offenbar besser bey ihm befindet.

Nun ließ er diese fahren und kam wieder auf anders: auf das Geräusche in der Stadt, auf das Gedränge des Volkes, auf die Schauspiele, die Rennbahn, die Bildsäulen der Sieger, auf die Namen der Pferde, und die Gespräche davon in allen Winkeln. Denn in der That ist diese Pferd-

raserey etwas gemeines, und hat sich auch schon der angesehensten Männer bemächtigt.

Nach diesem gerieth er auf eine andere Comödie: die nämlich, welche in Absicht auf Leichen und die Testamente gespielet wird, wobey er hinzufügte: " Die Römer sagten in ihrem ganzen
„ Leben nur einmal (in den Testamenten nämlich) die Wahrheit, damit sie ihnen nicht schade, wenn sie dieselbe zuvor sagten. (*) Was mich aber auch lachen gemacht da er es sagte, war dieses, daß sie ihre Unwissenheit auch noch mit sich ins Grab nähmen, und ihre Dummheit noch schriftlich bekennten. Denn einige befohlen, daß man ihre Kleider, andre sonst etwas, das ihnen im Leben sehr werth war, mit ihnen verbrennen, andre, daß einige Knechte bey dem Grabe stehen, und noch andre, daß die Grabmäler mit Blumenkränzen geziert werden sollten: zum Beweise, daß sie selbst nach dem Tode noch Narren bleiben.

(*) Sie machten nämlich bald diesem bald jenem Hoffnung zur Erbschaft, um niemanden zu beleidigen: Ihre wahre Gesinnungen aber entdeckten sich erst durch das Testament.

Man könnte also schliessen, fuhr er fort, was diese Leute im Leben gethan, da sie in den Testamenten befohlen, dergleichen nach ihrem Tode zu thun! Denn das wären eben diejenigen, welche die kostbarsten Gerichte einkauften und bey den Mahlzeiten den Wein mit Saffran und Gewürzen mischten; die mitten im Winter, ganz mit Rosen besteckt, eben das liebten, daß die Rosen alsdann selten, und es gar nicht der Rosen Zeit wäre; hingegen was man zu rechter Zeit und nach der Natur haben konnte, als etwas schlechtes verachteten; und die den Wein mit wohlriechenden Säften vermischten. Was er aber am meisten durchzog, war, daß sie nicht einmal wüßten, wie sie ihren Lüsten genug thun sollten, sondern auch darinn fehlten, die Gränzen überschrittten, ihre Seelen der Wollust ganz ins Koth zu treten übergäben, und nach dem gemeinen Sprüchwort, in Trauer- und Lustspielen, auch nicht durch die offene Thüre sich eindrängen: er nannte deswegen diese Art Wollust zu treiben, einen Solöcismus.

Nach demselben Grundsatze sagte er auch etwas, das dem, welches Momus einst sprach, nicht unähnlich war. Denn wie dieser die Natur tadelte,

daß sie dem Ochsen die Hörner nicht vor die Augen gesezt hätte, eben so warf er denen, welche die Kränze auf den Köpfen trugen, Unwissenheit und Unverstand vor; denn wenn sie, sprach er, durch den Geruch der Veilchen und Rosen ergötzt werden, so sollten sie solche vielmehr nächst unter der Nase tragen, damit sie von dieser Wollust so viel einhauchen möchten als möglich ist.

So lachte er auch derer, die so viel Fleiß anwendeten bey ihren Mahlzeiten hunderterley Brühen und Gebäcke zuzurichten; denn auch diese, sagte er, geben sich diese Mühe für eine vorübergehende sehr kurze Wollust, einem Raum von vier Fingern zu lieb; denn länger wäre auch der längste Gaumen eines Menschen nicht. Ehe sie aber einschluckten, empfänden sie von dem, was sie eingekauft, keine Wollust, und, nachdem sie solches verschlungen, wären sie nicht auf eine angenehmere Weise satt, als wenn sie die wohlfeilsten Speisen genossen hätten: woraus erhelle, daß sie die Wollust, welche sie so im Schnappe geniessen, sehr theuer bezahlten: es wäre sich aber auch nicht sehr zu verwundern, daß sie auf so ungereimte Dinge verfielen, da sie aus Unwissenheit die wahre Lust

nicht kenneten, welche die Philosophie allen denen ohne Unterschied gewährete, die sich Mühe dafür geben wollten.

Ueber das, was in den Bädern vorgeht, hielt er sich weitläuftig auf, und sagte viel von dem Gedränge des Gefolges, und den Beschimpfungen, welche man von dieser Art Leute erlitt; von denen, welche sich auf ihre Knechte stützten, und gleichsam wie Todte zum Grabe getragen werden. Vornämlich kam ihm etwas, das in der Stadt nicht selten geschiehet, in den Bädern aber sehr gemein ist, besonders verhaßt vor: denn da müssen einige Knechte, die vorausgehen, rufen, und ihren Herren zuschreyen, sie sollten vor sich sehen, wenn sie etwa über etwas erhöhetes, oder über einen Graben zu schreiten haben, und sie also, was sonst jedermann weiß, erinnern, daß sie zu Fuße gehn. Es ärgerte ihn, daß sie mithin, wenn sie speisten, nicht ebenfalls sich eines fremden Mundes oder fremder Hände bedienten, da sie hingegen, gesund und stark, fremder Augen bedürften, vor sich zu sehen, und sich zurufen-liessen, was arme, presthafte und blinde Menschen nöthig hätten: und das wäre auf dem Markte bey hellem Tage der Fall selbst

solcher, denen die Sorge für die Polizey anvertrauet wäre.

Nach diesem und viel anderm mehr endigte er seine Rede. Nun hatte ich ihm bisher mit Erstaunen, und Furcht, daß er ja nicht aufhören möchte, zugehört: nachdem es aber geschehen, begegnete mir was dort den Phäakern im Homer. „Gekitzelt sah ich ihm lange ins Gesicht: dann „floß mir voller Verwirrung und Unruhe der „Schweiß vom ganzen Leibe, und da ich spre„chen wollte, konnte ich kein Wort vorbringen; „die Stimme verließ mich, und die Zunge ver„gaß ihrer Pflicht.„ Endlich weinte ich: denn die Rede berührte nicht bloß die Oberfläche, wie insgemein geschiehet, sondern der Pfeil gieng tief und die Wunde war tödtlich, indem die Rede gerade da traf, wo sie sollte, und gleichsam die Seele durchschnitt. Denn wenn ich itzt auch noch etwas philosophisches sagen soll, so dünkt mich folgendes:

Es scheint mir nämlich, daß ein gutartiges Gemüth einem Ziele gleich sey: diejenigen aber, die in diesem Leben in Menge darnach schiessen, und mit allerley Pfeilen der Rede überflüssig versehen

sind, treffen nicht alle glücklich; sondern einige spannen den Bogen zu scharf, und schiessen mit allzuheftiger Gewalt; da geht nun der Pfeil zwar gerade fort und trift genau, bleibt aber nicht stecken, sondern fährt gewaltig durch, und läßt in dem Gemüthe nur eine offene weite Wunde zurück; andre hingegen schliessen so, daß der Pfeil vor Schwachheit, und weil er von einer nicht sonderlich gespannten Sehne losgeht, das Ziel nicht erreicht, sondern ermüdet, und oft schon auf halbem Wege zu Boden fällt. Trift er aber etwa, so berührt er das Ziel nur leicht, verursacht aber niemals eine tiefe Wunde, weil er nicht mit gehöriger Stärke losgeschossen worden.

Wer aber ein guter Schütz und unserm Philosophen ähnlich ist, der wird erstlich zwar das Ziel genau betrachten, und sehen, ob es weich oder hart ist, und dem Pfeile stark widersteht, (denn es giebt auch Gemüther, die ganz unverwundbar sind): wenn er nun dieses weiß, alsdann bestreicht er den Pfeil, nicht mit Gifte, wie die Skythen, noch mit Laserkraut, wie die Cureten, sondern mit einer gelindbeissenden und zugleich angenehmen Medicin, und schießt ihn los: der Pfeil nun trift genau,

dringt

dringt ein und zerschneidet die Seele bis zum Herausfahren, bleibt aber steken und läßt viel von der Medicin von sich, die denn die ganze Seele durchdringt. Dieses nun macht angenehme Empfindungen, und presset Thränen aus, indem man zuhört: etwas das auch ich selbst erfahren, da die Medicin nach und nach meine ganze Seele durchfloß: es fiel mir deswegen der Vers im Homer ein, welchen ich auf ihn zueignete:

„Munter geschossen: Ob vielleicht ein Licht
den Männern aufgienge!

Denn wie nicht alle, welche die phrygische Pfeife hören, außer sich selbst gerathen, sondern nur die, welche Cybele begeistert, und die sich dann bey der Musik ihrer vorigen Leidenschaft wieder erinnern, eben so gehen auch nicht alle, welche die Philosophie hören, begeistert, und im Gemüthe verwundet, wieder weg, sondern nur die, welche von Natur etwas gemeinschaftliches mit der Philosophie haben.

Freund. Welche würdige, vortreffliche, und recht himmlische Dinge, die du mir erzähltest, mein Freund! Ich wußte nicht, daß du dich von Ambrosien und Lotus so ganz satt gegessen:

und empfand unter deinen Reden auch selbst so etwas an meiner Seele, daß es mir leid thut, daß du itzt aufhörest; oder damit ich mich deiner Worte bediene: Ich bin ebenfalls verwundet. Und hierüber darfst du eben nicht erstaunen; denn du weist, daß die, welche von tollen Hunden gebissen werden, ebenfalls in das Uebel verfallen, und außer sich selbst kommen: denn mit dem Bisse geht zugleich etwas von der Leidenschaft in sie hinüber, das Uebel vervielfältigt sich, und die Tollheit wird weit fortgepflanzt.

Lucian. Wie? Nigrins Reden haben also dich auch verwundet?

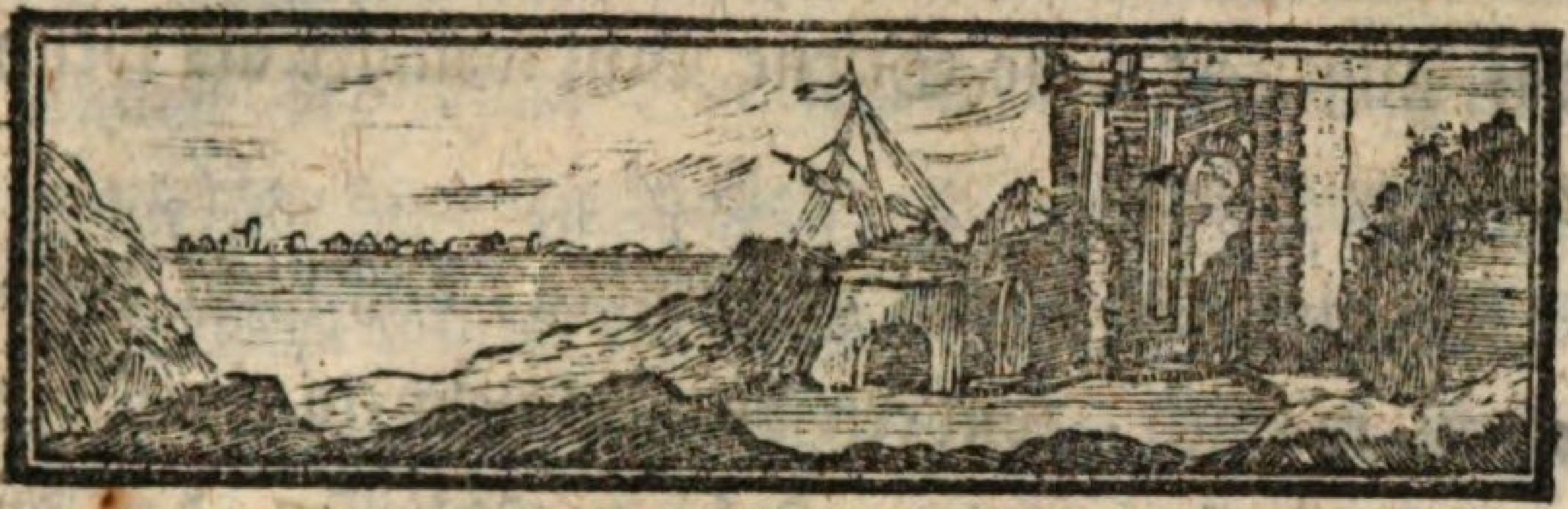
Freund. Allerdings: und ich bitte dich, auf ein gemeinschaftliches Mittel bedacht zu seyn, wodurch wir beyde geheilt werden mögen.

Lucian. Wir werden es also machen müssen, wie ehemals Telephus. (*)

Freund. Wie denn?

Lucian. Zu dem hingehen, der uns verwundet hat, und ihn bitten, daß er uns heile.

(*) Achilles verwundete ihn mit dem Spiesse, den er von dem Chiron erhalten hatte. Das Orakel sagte, er könnte nicht anders als durch den Urheber dieser Wunde wieder geheilt werden: Achill ließ ihm ein Stückchen von dem Spiesse zukommen, welches er auf die Wunde band, und auf diese Weise geheilt wurde.



Gespräche der Seegötter.

I.

Doris und Galathea.

Doris.

Wie? Jener schöne Hirt in Sicilien soll ganz vernarrt in dich seyn, Galathea?

Galathea. Spotte nicht, Doris! Schön oder häßlich, er ist immer Neptuns Sohn.

Doris. Ha! Glaubst du, daß seine Abstammung ihn schöner machen würde, wenn er, rauch und haaricht, und, was noch das allerhäßlichste ist, einäugigt, selbst Jupiters Sohn wäre?

Galathea. Auch dieses haarichte und rauhe Wesen (wie du es nennst) ist nicht sonder alle Schönheit. Denn es hat etwas männliches, und

das Aug ziert seine Stirne nicht weniger als wenn es zwey wären.

Doris. Es scheint, Galathea, daß nicht Polyphem in dich, sondern du vielmehr in denselben verliebt seyst; aus dem Lobe zu schliessen, daß du ihm giebest.

Galathea. Das nicht: aber ich kann euern Spottgeist hierüber nicht ertragen, und es dünkt mich, der Neid sey Ursache davon; nämlich weil Polyphem; da er uns einst von der Höhe, wo er seine Heerde weidete, unten an der Küste, wo sie sich längst am Fuße des Aetna erstrecket, spielen sah, euch nicht einmal anschaute, mich hingegen für die schönste unter allen hielt, und sein Aug nur auf mich richtete: dieses verdrießt euch, indem es zeigt, daß ich schöner und liebenswürdig bin. Ihr hingegen wurdet verachtet.

Doris. Ha! Weil ein Hirt, und der dazu nur ein Aug hat, die dich für schön hielt, beneiden wir dich! Was kann ihm aber auch wirklich anders an dir gefallen, als daß du nur weiß bist? Sonder Zweifel weil er an Milch und Käse gewöhnt ist, und deswegen auch alles für schön hält, was Milch und Käse gleichet. Uebrigens darfst

du, wenn du wissen willst, wie du aussehest, nur einmal bey stiller See irgend von einem Felsen in dieselbe hinunterschauen, so wirst du sehen, daß du weiters nichts als weiß bist; dieses aber hält man nicht für schön, wenn kein Rothes damit vermengt ist.

Galathea. Ich habe aber, so weiß ich immer seyn mag, doch einen Liebhaber, sey es auch nur dieser; da hingegen weder Hirt noch Schiffer, noch Ueberfährer, keine von euch allen lobet. Polyphem ist aber auch noch ein Musikant.

Doris. Schweig doch, Galathea! Wir haben ihn wirklich singen gehört, da er dir neulich ein Ständchen brachte. Gütige Venus! Es war als ob ein Esel schrie. Und die Leyer selbst, was das nicht für ein Ding war! Der trokene Schädel eines Hirschen! Die Hörner dienten ihm statt des Wirbels, und nachdem er sie mit einem Joche versehen, und mit Saiten, aber ohne Schlüssel, bespannet hatte, machte er so etwas bäurisches und ungeschicktes auf; indem die Stimme diesen Ton brüllte, und die Leyer in einen andern einfiel, daß wir uns über diesen verliebten Gesang des Lachens nicht enthalten konnten, und selbst

die sonst so schwatzhafte Echo nicht antworten wollte, sondern sich schämete, eine so rauhe und lächerliche Musik nachzuahmen. Dieser liebenswürdige Buhler trug aber auch einen jungen spielenden Bär in den Armen, der so zotticht wie er selbst war. Ey Galathea! Wer sollte dir nicht einen solchen Liebhaber misgönnen!

Galathea. Zeig mir aber den deinen, Doris! Der wird gewiß viel schöner seyn, und besser singen, und geschickter auf der Harfe schlagen.

Doris. Ich habe keinen Liebhaber, und will auch nicht liebenswürdig scheinen. Einen solchen aber wie der Cyclope, der stinkt wie ein Ziegenbock, roh Fleisch isset, wie man sagt, und die Fremdlinge, welche ihm in die Hände gerathen, aufzehrt, magst du für dich behalten, und ihn mit deiner Gegenliebe begünstigen.

II.

Polyphem und Neptun.

Polyphem.

O Vater! Was ich von dem verfluchten Fremdling nicht erlitten habe! Er berauschte und blendete mich hernach, indem er über mich herwischte da ich schlief.

Neptun. Wer unterstand wol dieses, Polyphem?

Polyphem. Erst hieß er sich Utis; nachdem er aber entrunnen und außer Gefahr war, sagte er, sein Name wäre Ulysses.

Neptun. Ha! Der von Ithaka? Ich kenne ihn: Er schiffte von Ilium wieder zurücke. Wie konnte er aber das, da er eben nicht der tapferste ist?

Polyphem. Als ich von der Weyde zurückkam, traf ich verschiedene Kerls, Viehräuber sonder Zweifel, in der Höhle an; und nachdem ich den Eingang beschlossen (ein mächtig großer Stein dient mir dazu) und Feuer gemacht, (ich zündete nämlich den Baum an, den ich vom Berge heimgetragen) suchten sie sich zu versteken. Ich ergriff aber etliche und aß sie, wie sie es verdienten, als Räuber auf. Da nun bot mir dieser verschmitzte Utis oder Ulysses einen Trank, den er einschenkte; der zwar süß und von lieblichem Geruch, dabey aber höchst schädlich und berauschend war. Denn kaum hatte ich getrunken, so schien mir alles herumzutaumeln, und die Grotte selbst kehrete sich unter und übersich, also daß ich überall nicht mehr bey mir selbst war. Endlich aber gerieth

ich in einen Schlaf, da er mich denn mit einem gespitzten Stocke, den er noch im Feuer gehärtet hatte, blendete, als ich schlief. Und so bin ich itzt von derselben Zeit an blind.

Neptun. Du must sehr hart geschlafen haben, mein Sohn, daß du nicht während der Operation aufgesprungen. Wie entrann aber Ulysses? — Denn ich kann mir nicht vorstellen, wie er im Stand gewesen den Stein von der Thüre wegzuwälzen.

Polyphem. Ich hatte ihn selbst weggehoben, damit ich den Kerl desto sicherer greifen möchte, wenn er hinausgieng. Nämlich ich setzte mich vor die Oeffnung, streckte die Hände aus und fühlte nach ihm, indessen daß ich nur die Schafe zur Weyde herausließ, und dem Widder auftrug, statt meiner das Nöthige zu besorgen.

Neptun. Ja gewiß ist er unter denselben herausgeschlichen, da du es nicht merktest; du solltest dir aber die übrigen Cyclopen wider ihn zu Hülfe gerufen haben.

Polyphem. Ich rief sie alle, und sie kamen auch: da ich ihnen aber auf die Frage, wie der Räuber hiesse? sagte, daß es Utis wäre, glaubten sie, ich wäre toll geworden, und giengen gleich

wieder davon. Also betrog mich der verfluchte Kerl durch den angegebenen Namen, und was mich am meisten kränkte, war, daß er mir noch die Größe des erlittenen Uebels vorwarf, und sagte, dein Vater selbst wird es nicht heilen mögen!

Neptun. Tröste dich, mein Sohn! Ich will dich rächen, und ihm zeigen, daß obschon ich die Blindheit nicht heilen kann, doch das Schicksal der Seefahrenden, sie zu retten oder zu verderben, in meiner Gewalt ist. Er befindet sich aber annoch auf der See.

III.

Alpheus und Neptun.

Neptun.

Was ist das, Alpheus? Von allen Flüssen bist du der einzige, der sich, wenn du dich in die See ergiessest, weder mit dem Salzwasser vermenget, wie die übrigen, noch vermischet mit demselben ruhet; sondern unvermischt behältst du dein süßes Wasser und deinen Lauf immer fort, und tauchest dich wie die Seevögel irgendwo in die Tiefe herunter, als ob du an einem andern Orte wieder hervorkommen wolltest.

Alpheus. Das macht die Liebe, Neptun! Bestrafe mich also deswegen: denn auch du warest öfters verliebt.

Neptun. Wie! Du bist verliebt, Alpheus? In ein Weib oder eine Nymphe, oder gar in eine Nereide?

Alpheus. Keineswegs! In eine Quelle, Neptun!

Neptun. Wo fließt wol aber diese?

Alpheus. Sie ist eine Insulanerin, von Sicilien gebürtig, und heißt Arethusa.

Neptun. Ha! Ich kenne die Arethusa; sie ist wirklich nicht häßlich, sondern ganz durchsichtig, quillt rein hervor, und fließt glänzend über Kieslinge, so daß sie über denselben ganz silbern scheint.

Alpheus. In der That, Neptun, du kennest sie sehr gut: zu derselben fliesse ich also hin.

Neptun. Nu, mit Glück! Sag mir aber noch erst, wo du die Arethusa gesehen hast, da du ein Arcadier, sie aber eine Syracuserin ist?

Alpheus. Ey, du hältst mich mit deinen unnöthigen Fragen auf, Neptun!

Neptun. Wohlan, so reise zu deiner Geliebten; und wenn du aus dem Meer ausfliessest, so vermisch dich mit der Quelle, und werdet beyde zu Einem und demselben Wasser.

IV.

Menelaus und Protheus.

Menelaus.

Daß du zu Wasser wirst, Protheus, ist nicht unglaublich, da du ein Seegott bist; auch daß du dich in einen Baum verwandelst, läßt sich noch hören; ja daß du auch etwa zu einem Löwen wirst, übersteigt nicht allen Glauben: aber daß ein Einwohner der See auch zu Feuer werde, darüber verwundre ich mich sehr, und glaube es nicht.

Protheus. Verwundre dich nicht, Menelaus, es geschiehet dennoch.

Menelaus. Ja, ich habe es selbst gesehen; aber ich glaube, die Wahrheit zu sagen, daß du Betrug brauchest, und den Leuten die Augen verblendest, ohne zu so etwas zu werden.

Protheus. Was für Betrug aber kann bey einer so offenbaren Sache statt haben? Hast du denn nicht mit offenen Augen gesehen, in wie vielerley Dinge ich mich verwandelt habe? Willst du aber nicht glauben, und hältst es für Blendwerk, wohlan, so berühr mich, wenn ich zu Feuer werde, mit der Hand, so wirst du erfahren, ob man mich alsdann nur sehe, oder ob ich auch brenne?

Menelaus. Die Probe, Protheus, ist mit Gefahr begleitet.

Protheus. Du must aber wol noch keinen Polypus gesehen haben, und die Natur dieses Fisches nicht kennen, Menelaus!

Menelaus. Den Fisch habe ich wol gesehen: aber was seine Natur sey, will ich gern von dir hören.

Protheus. Wenn er sich an einen Felsen anhängt, und mit seinen vielen Füssen mit demselben gleichsam zusammenwächst, so macht er sich ihm ganz gleich, indem er seine eigene Farbe verwandelt, und die annimmt, welche der Fels hat; damit er in dieser Gestalt den Fischern entgehe, und nicht bemerkt werde, da er dem Steine gleich ist.

Menelaus. So sagt man: aber deine Verwandlungen sind viel unglåublicher, Protheus!

Protheus. Ich weiß nicht, wem du trauen magst, Menelaus, wenn du deinen eigenen Augen nicht trauest.

Menelaus. Ich habe es wol gesehen, mit eigenen Augen gesehen; aber es ist doch so sehr wunderbar, daß du, einer und derselbe, zu Feuer und auch zu Wasser werdest.

V.

Panope und Galene.

Panope.

Hast du gesehen, Galene, was Eris gestern bey der Mahlzeit in Thessalien that, weil sie nicht mit dazu eingeladen ward.

Galene. Wie! Ich war ja nicht bey euch: denn Neptun hatte mir befohlen, die See unterdessen stille zu behalten: was that aber Eris, die nicht mit an der Mahlzeit war?

Panope. Thetis und Peleus waren, von Amphititis und Neptun begleitet, in die Brautkammer gegangen. Nun warf Eris heimlich (und dieses konnte sie leicht, indem einige tranken, andre dem Apoll oder den Musen, die eine Musik machten, zuhorchten) einen unvergleichlich schönen ganz göldnen Apfel in das Zimmer hinein, worauf geschrieben stand: Die Schönste soll ihn haben. Nun rollte der Apfel daher, und kam, wie mit Fleiß, wo Juno und Venus und Minerva gelagert waren. Da nun Mercur denselben aufgehoben und die Innschrift gelesen hatte, schwiegen wir Nereiden: denn was sollten wir machen,

da jene zugegen waren? Sie aber zankten sich, und glaubten jede, daß der Apfel ihr zugehöre; dergestalt, daß wenn Jupiter sich nicht ins Mittel geschlagen hätte, es auch zu Schlägen gekommen wäre. Ich selbst aber (sprach er) will diesen Streit (wiewol sie ihn sehr dafür baten) nicht entscheiden; sondern gehet zu Priams Sohn auf den Ida: dieser wird sagen können, welche die Schönste ist; denn hierauf versteht er sich; und wird ein Urtheil fällen, wie es recht ist.

Galene. Was thaten aber die Göttinnen?

Panope. Gerade heute gehen sie, denk' ich, auf den Ida, und wir werden bald Bericht bekommen, welche gewonnen habe.

Galene. Ha! Das kann ich dir itzt schon sagen: Wenn der Schiedrichter nicht blind ist, so gewinnt wol keine andre als Venus.

VI.

Ein Triton, Amymone und Neptun.

Triton.

Täglich, Neptun, kömmt ein Mädchen zum Lerna, Wasser zu schöpfen: O ein niedliches Ding! In meinem Leben habe ich wol kein schöneres Mädchen gesehen.

Neptun. Eine Freygebohrne, oder nur eine Sklavin?

Triton. Keineswegs, sondern eine von den fünfzig Töchtern des Danaus; Amymone mit Namen: denn ich erkundigte mich, wie sie hiesse, und wessen sie wäre. Danaus aber hält seine Tochter strenge, und macht sie mit ihren eigenen Händen arbeiten. Er schickt sie sogar Wasser zu schöpfen, und gewöhnt sie überall, nicht träge zu seyn.

Neptun. Wie? Kömmt sie aber den weiten Weg von Argos bis zum Lerna allein?

Triton. Ganz allein; und Argos ist, wie du weist, ein dürrer Ort, wohin man deswegen stets Wasser tragen muß.

Neptun. Deine Erzählung, Triton, macht mich ganz verliebt in das Mädchen. Wohlan laßt uns zu ihr hingehen!

Triton. Gut. Itzt ist auch gerade die Zeit, da sie kömmt Wasser zu schöpfen; und nun mag sie ungefehr auf halbem Wege zum Lerna seyn.

Neptun. So spanne den Wagen an — Oder nein: die Pferde vorzuspannen und den Wagen zuzurüsten würde uns zu lange versäumen. Bring

mir lieber einen schnellen Delphin her: ich will so geschwind als möglich geritten zu ihr hinfahren.

Triton. Hier ist einer der schnellsten.

Neptun. Gut! Nun laßt uns abreisen: und du magst neben her schwimmen, Triton! Wenn wir dann beym Lerna angelangt sind, will ich mich irgendwo in einem Hinterhalte verbergen; du aber siehe dich um; und wenn du merkest, daß sie kömmt — —

Triton. Ha! Gerade itzt ist sie zunächst bey dir.

Neptun. In der That, Triton, ein hübsches blühendes Mädchen! Nun los auf sie.

Amymone. Ey, was reissest und wohin führest du mich, Bösewicht? Du bist ein Menschenräuber, und gewiß hat der Onkle Aegyptus dich wider uns hergeschickt. Ich will meinem Vater rufen.

Triton. Schweig, Amymone! Schweig! Er ist Neptun.

Amymone. Ey was, Neptun? Warum brauchst du Gewalt und reissest mich in die See hinein? Ich Unglückselige werde da sinken und erstiken!

Neptun. Fürchte dir nicht! Es wird dir nichts übels begegnen: Ich will auch mit dem Drey-

zake

zake diesen Felsen schlagen, daß eine Quelle daraus entspringe die deinen Namen tragen soll. Du aber wirst glückselig seyn, und nach dem Tode von deinen Schwestern allein kein Wasser mehr tragen.

VII.

Notus und Zephyrus.

Notus.

In diese junge Kuhe, die Mercur hier über die See nach Egypten treibt, war Jupiter also verliebt, Zephyr? Und sie hatte er — —

Zephyr. Ja, Notus: Sie war aber damals nicht eine Kuhe, sondern die Tochter des Flusses Inachus; itzt aber hat Juno aus Eifersucht sie in eine solche verwandelt, weil sie sah, daß Jupiter gar heftig in sie verliebt war.

Notus. Ist er aber solches itzt auch noch, da sie eine Kuhe ist?

Zephyr. Allerdings; und er schickt sie in Egypten mit Befehl an uns, die See inzwischen nicht stürmisch zu machen, bis sie herübergeschwommen ist, damit sie daselbst werfen möge, (denn sie hat bereits einen vollen Bauch) worauf denn sowol

sie, als was sie gebähren wird, unter die Götter aufgenommen werden soll.

Notus. Wie! Diese junge Kuhe soll eine Göttin werden?

Zephyr. Ja, Notus! Und, was mehr ist, sie soll die Göttin der Seefahrenden werden, und wir unter ihrer Herrschaft stehen, so daß sie nach Belieben dich oder mich herauslasse, oder uns auch zu blasen verbeute.

Notus. Wir haben also Ursache, sie itzt schon als unsre Gebieterin zu verehren. Denn so wird sie uns gewiß desto gewogener werden.

Zephyr. Aber nun ist sie bereits herüber und an Land getreten. Und sieh doch, Wunder! Nun geht sie nicht mehr auf vier Füssen: Mercur hat sie aufgerichtet, und sie wieder zu einem sehr schönen Weibe gemacht.

Notus. Das ist wol sehr wunderbar, Zephyr! Keine Hörner, keinen Schwanz, keine gespaltene Klauen mehr, sondern ein ganz liebenswürdiges Mädchen! Und was soll das? Auch Mercur selbst hat sich verwandelt, und ist aus einem Jüngling ein Hund worden!

Zephyr. Laßt uns nicht erforschen, was uns nicht angeht. Er weiß am besten, was er zu thun hat.

VIII.

Neptun und die Delphinen.

Neptun.

Recht, ihr Delphinen, daß ihr den Menschen stets gewogen seyd. Schon vor alten Zeiten hattet ihr das Kind der Ino sammt der Mutter auf den Rücken genommen, und an den Isthmus getragen, nachdem sie beyde von den scironischen Felsen ins Meer heruntergestürzt; und itzt schwammest du diesen Harfenschlager von Methymnen mit der Harfe und im Habite auf dem Rücken nach Tänara, und gabst nicht zu, daß er durch die Bosheit der Schiffer elend umkäme.

Delphin. Verwundre dich nicht, Neptun, daß wir den Menschen Gutes thun: denn wir waren auch selbst aus Menschen zu Fischen worden.

Neptun. Bacchus hatte wol unrecht, daß er euch nach erfochtenem Siege zur See verwandelte: Er sollte zufrieden gewesen seyn, euch bezwungen und sich unterwürfig gemacht zu haben, so wie

er gegen andre gethan. — Aber wie ist die Sache mit diesem Arion wol zugegangen, Delphin?

Delphin. Periander, wenn ich nicht irre, fand Vergnügen an ihm, und ließ ihn, weil er ein so vortrefflicher Musikant war, öfters zu sich rufen: Nachdem er nun von dem Tyrannen großen Reichthum erlangt, kam ihn die Lust an, wieder heim nach Methymnen zu kehren, seinen Reichthum daselbst zu spiegeln: Da er sich also auf ein Fahrzeug schlimmer Gesellen einschiffete, und merken ließ, daß er viel Gold und Silber bey sich führte, machten die Bösewichter einen Anschlag auf ihn: Er aber (denn ich hörte alles, indem ich neben dem Schiffe herschwomm) sagte: Nu, wenn ihr es so beschlossen habet, so lasset mich nur noch im Habite ein Trauerlied auf mich selbst singen, und mich dann selber ins Meer stürzen. Die Schiffer gestatteten ihm solches: Worauf er sich anzog, sehr lieblich sang, und sich ins Meer stürzte, in Meynung, er würde gleich ertrinken. Ich aber empfieng ihn auf den Rücken, wo er sich setzte, und schwamm so mit ihm nach Tänara.

Neptun. Recht brav, daß du die Musik so liebest: Du hast ihn für den Gesang reichlich belohnt!

I X.

Neptun und die Nereiden.

Neptun.

Diese Meerenge hier, wo das Mädchen hineingefallen, soll künftig von ihrem Namen Hellespont heissen. Den Körper aber nehmet ihr, Nereiden, und bringet ihn an die trojanische Küste, damit sie von den Einwohnern daselbst begraben werde.

Nereid. Nicht doch, Neptun! sondern hier in eben der See, welcher sie den Namen giebt, laß sie begraben werden; denn wir tragen Mitleiden mit ihr, da sie von ihrer Stiefmutter so viel Uebels erlitten hat.

Neptun. Das wollen die Götter nicht, Amphitrite! Und es schickt sich auch sonst nicht, daß sie hier irgendwo unter dem Sand begraben liege; sondern, wie gedacht, sie soll bald im Trojanischen oder auf dem Chersonesischen begraben werden: Indessen mag ihr nicht zum geringen Trost dienen, daß Ino bald eben dasselbe Schicksal haben, und, von dem Athamantes verjagt, sich vom steilen Citharon, wo er sich an die See erstreket, mit dem Kind in den Armen herunter stürzen wird.

Nereid. Wir werden aber dem Bacchus zu gefallen wol auch diese retten müssen; denn Ino war seine Säugamme?

Neptun. Sie hat es nicht verdient, da sie so böse war. Aber dem Bacchus diesen Dienst nicht zu erweisen, wäre freylich nicht recht.

Nereid. Wie gieng es aber zu, daß Helle vom Widder herunter in die See gefallen, indessen daß ihr Bruder Phryxus so sicher darauf fortritt?

Neptun. Das ist nicht Wunder: Phryxus ist ein Jüngling, und stark genug die heftige Bewegung auszustehen: Helle hingegen, die es nicht gewohnt war, bestieg das außerordentliche Fahrzeug, sah dabey in die gränzenlose Tiefe herunter, erschrack und ließ, weil Hitze und Schwindel sie wegen der allzuheftigen Sprüngen ergriffen, die Hörner des Widders, die sie bisher gehalten hatte, aus den Händen, und fiel so in die See.

Nereid. Warum kam aber ihre Mutter Nephele ihr nicht zu Hülfe, da sie fiel?

Neptun. Schon gut. Aber das Schicksal ist weit mächtiger als Nephele.

X.

Iris und Neptun.

Iris.

Diese von Sicilien abgerissene stets unter Wasser herumschwimmende Insel, Neptun, sollst du (befiehlt Jupiter) itzt stehen machen und ans Licht hervorbringen, daß sie auf dem Aegeischen Meere sichtbar werde und forthin unbeweglich bleibe. Man wird ihrer bedörfen.

Neptun. Es soll gleich geschehen, Iris! Wozu soll sie ihm aber dienen, nachdem sie hervorgekommen seyn wird?

Iris. Latona, die bereits Wehen hat, soll darauf niederkommen.

Neptun. Wie? Ist denn der Himmel nicht bequem genug, daß sie daselbst gebähre? Und wenn es dieser nicht ist, mag die ganze weite Erde die Kinder nicht aufnehmen, welche sie gebähren soll?

Iris. Nein, Neptun! Denn Juno hat die Erde durch einen schweren Eyd verbunden, daß sie der Latona keinen Ort zur Geburt gestatten wolle. Nun ist aber die Insel in dem Eydschwure nicht mitbegriffen; denn sie war bisher unsichtbar.

Neptun. Gut! Itzt verstehe ich es — Steh' Insel, und komm wieder aus dem Wasser hervor: Fahr nun nicht länger unter demselben irrend herum, sondern bleib feste und empfange, du Glückselige, zwey Kinder meines Bruders! Ey, allerliebste Götterkinder! Ihr Tritonen, fahret die Latona auf dieselbe herüber, und kein Wind rege sich: Den Drachen aber, der sie itzt so sehr schreckt, werden die zween Knaben gleich nach der Geburt zur Strafe ziehen und der Rache ihrer Mutter aufopfern. Du aber, Iris, sag nun dem Jupiter wieder, daß alles in Bereitschaft sey. Latona kann kommen und gebähren.

X I.

Xanthus und die See.

Xanthus.

Empfange mich, o See, mich Unglückseligen, und lösch mir den Brand!

See. Was ist das, Xanthus? Wer hat dich entzündet?

Xanthus. Vulkan: Ach, ich Elender brenne ganz, und bin siedend vor Hitze!

See. Weswegen aber hat er Feuer in dich geworfen?

Xanthus. Um des Sohns der Thetis willen. Denn da ich für die Phrygier bat, als er sie schlug, er aber den Zorn nicht fahren ließ, sondern meinen Runz mit Todtenkörpern ganz anfüllete, floß ich aus Mitleiden für die Unglücklichen auf ihn dar, Willens ihn zu ersäufen, damit er aufhörte todtzuschlagen. Da nun kam Vulkan, mit allem seinem Feuer, wie ich glaube, auf dem Aetna, und wo er dergleichen sonst hatte, auf mich los, verbrannte Ulmen und Gesträuche, und kochte sogar die armen unschuldigen Fische; mich selbst aber machte er aufsieden, und trocknete mich beynahe ganz aus. Hier siehe doch, wie ich vom Brande zugerichtet bin.

See. Ha! Du bist trübe, Xanthus, und ganz erhitzt, nach Verdienen; blutig von den Todtenkörpern, und hitzig, wie du sagst, vom Feuer: Ganz recht, Xanthus, da du auf meinen Enkel darflossest, und dich nicht scheuetest, obschon er der Sohn einer Nereide war.

Xanthus. Wie? Sollte ich mich aber nicht über die Phrygier erbarmt haben, die meine nächsten Nachbaren sind?

See. Und sollte Vulkan sich nicht über den Achilles erbarmt haben, welcher der Thetis Sohn war?

XII.

Doris und Thetis.

Doris.

Was weinst du, Thetis?

Thetis. Ich sah, wie eine sehr schöne Tochter von ihrem Vater, sammt dem Kinde, so sie eben gebohren hatte, in eine Kiste verschlossen ward, mit Befehle, daß die Schiffleute selbige an Bord bringen, und wenn sie eine gute Streke von Lande seyn würden, in die See hinaus werfen sollten, damit die Unglückselige sammt dem Kinde umkäme.

Doris. Warum aber dieses, liebe Schwester? Du weist, scheint es, die Sache ganz genau.

Thetis. Acrisius ihr Vater hütete ihre Jungfrauschaft, und schloß sie, weil sie sehr schön war, in eine mit eisernen Riegeln verwahrte Kammer ein: hernach aber, ich weiß nicht, wie es kam; doch sagt man, daß Jupiter in einem göldenen Regen durch das Dach zu ihr gekommen, und weil

sie den Gott in den Schooß aufgenommen, wäre sie schwanger worden. Dieses nun nahm der Vater, ein strenger und eifersüchtiger Greis, sehr übel; und weil er glaubte, sie hätte sich sonst von jemand schwängern lassen, ließ er sie gleich nachdem sie gebohren hatte, in die Kiste verschliessen.

Doris. Wie gebärdete sie sich aber, da sie itzt heruntergelassen ward?

Thetis. Für ihre eigene Person sprach sie nicht, und ertrug das über sie gesprochene Urtheil: für das Leben aber des Kinds bat sie gar sehr, weinte und wies es dem Großvater, wie allerliebst es wäre; da es dann voller Unschuld auch die Seele anlächelte. Die Augen überfliessen mir wieder, da ich daran denke.

Doris. Auch mir, Thetis, locket deine Erzählung Thränen ab. Wie aber? Sind sie nun todt?

Thetis. Keineswegs: der Kasten schwimmt noch itzt bey Seriphus herum, worinne sie verschlossen noch leben.

Doris. Wie? Wollen wir sie also nicht retten, und diesen Fischern von Seriphus ins Netze werfen, die sie, nachdem sie dasselbe werden gezogen haben, dann schon besorgen werden?

Thetis. Gut! Das wollen wir thun. Weder sie noch das schöne Kind sollen umkommen.

XIII.

Neptun und Enipeus.

Enipeus.

Es läßt eben nicht schön, Neptun, (damit ich es frey heraussage) daß du so hinterlistig zu meiner Gebieterin schleichest, indem du meine Gestalt annahmst und bey ihr schliefest, indessen daß sie glaubte, daß ich es wäre, und es deswegen geschehen ließ.

Neptun. Das kam aber bloß daher, Enipeus, weil du so unentschlossen und langsam das schöne Mädchen, das täglich zu dir kam und sterblich verliebt war, verachtetest, und sie zu betrüben dich noch freutest. Sie gieng nämlich traurig an deinen Ufern auf und nieder, und stieg, dich zu gewinnen, sogar hinein; du aber verschmähtest sie.

Enipeus. Mußtest du aber deswegen mir den Genuß meiner Liebe vorentreissen, dich stellen als ob du Enipeus und nicht Neptun wärest, und Tyro das einfältige Mädchen so betrügen?

Neptun. Die Eifersucht kömmt zu spät, Enipeus! Warum zaudertest du so lange? Inzwischen habe ich die Tyro doch nicht beleidigt, da sie glaubte, daß du es wärest.

Enipeus. Allerdings hast du sie beleidigt: denn beym Weggehen sagtest du ihr ja, daß du Neptun wärest, welches sie eben am meisten schmerzet. Und mir ist Unrecht geschehen, weil du damals die Lust genossest, die mir gebührte, und in einer purpurfarbichten Wellen, die euch beyde deckte, statt meiner dem Mädchen beywohntest.

Neptun. Nämlich, weil du nicht wolltest, Enipeus.

XIV.

Ein Triton und die Nereiden.

Triton.

Das Seethier, ihr Nereiden, welches ihr wider des Cepheus Tochter, die Andromeda, schicktet, hat nicht nur dem Mädchen kein Leid zugefügt, sondern ist nun auch selbst aus dem Wege geräumt.

Nereid. Von wem, Triton? Hat Cepheus sich seiner Tochter als eines Lockaases bedient und es

umgebracht, da er vielleicht irgend aus einem Hinterhalt mit einer starken Bedeckung hervorgewischt.

Triton. Nein! Du kennest aber, Iphinianassa, sonder Zweifel den Perseus des Danäus Sohn, welchen ihr, da er sammt der Mutter in einer verschlossenen Kiste ins Meer geworfen war, aus Mitleiden gegen diese Unglückseligen rettetet.

Iphian. Ha! Ich erinnere mich: Er mag nunmehr wol zum Jüngling, und stark und schön genug worden seyn.

Triton. Dieser hat das Ungeheuer umgebracht.

Iphian. Warum aber, Triton? Er hätte uns einen bessern Dank für seine Rettung geben sollen.

Triton. Ich will euch die ganze Sache erzählen: Perseus zog nach der Foderung des Königs wider die Gorgonen, diesen Zweykampf zu bestehen: Da er nun in Lydien, wo sie waren, angekommen war — —

Iphian. Wie aber? war er allein, oder hatte er auch andre Gehülfen zum Streit mitgenommen? Die Reise ist auch sonst eben nicht gar sicher.

Triton. Er machte sie durch die Luft; denn Minerva hatte ihm Flügel gegeben, wie gesagt.

Da er also an den Ort kam, wo sie sich aufhielten, schliefen die andern, wie ich glaube; er aber hieb der Medusa den Kopf ab, und flog davon.

Iphian. Wie konnte er sie aber anschauen? Denn das geht ja nicht an; oder wenn einer sie siehet, so darf er sich versichert halten, daß er künftig etwas anders nicht mehr sehen werde.

Triton. Minerva hielt ihren Schild vor, (so hab' ich ihn nämlich die Sache der Andromeda und nachher dem Cepheus erzählen gehört) und ließ ihn das Bild der Medusa im glänzenden Schilde wie in einem Spiegel sehen. Hernach faßte er sie mit der Linken bey den Haaren, schaute aber immer nur das Bild an; mit der Rechten aber, womit er die Sichel hielt, schnitt er ihr den Kopf ab, und flog itzt noch ehe die andern erwachten, davon.

Als er itzt hier an die Küsten von Aethiopien zurückekam, und nahe bey der Erde flog, erblickt' er die Andromeda an einen vorragenden Felsen angenagelt. Götter, welche Schönheit! Mit niederhängenden Haaren, und nacket bis weit unter die Brüste. Nun hatte er erst Mitleiden mit ihrem Schicksal, und fragte sie um die Ursache

dieser Bestrafung? Bald aber entschloß er sich, von der Liebe bezwungen, (denn sie sollte befreyet werden) sie zu retten; und da der schreckliche Fisch kam die Andromeda zu verschlingen, hieb er von oben her mit der Sichel auf ihn zu, mit der Linken aber hielt er ihm den Kopf der Medusa vor, und verwandelte ihn in einen Stein; wodurch er denn starb und alle die Theile, welche dem Gesichte der Medusa entgegen gekehrt waren, erstarreten. Nun lößte Perseus die Stricke, womit Andromeda gebunden war, auf, hielt sie bey der Hand, führte sie so den steilen Felsen, wo sie kaum mit den Zehen auftreten könnte, herunter, und hält nun in des Cepheus Hause Hochzeit, willens, sie mit nach Argos zu führen, also daß Andromeda statt des Todes eine nicht schlechte Heyrath gefunden.

Nereid. Nu, das mag ich endlich wol leiden. Denn was verschuldete die Tochter, wenn ihre Mutter einst stolz that, und schöner seyn wollte, als wir sind?

Doris. Es hätte ihr aber doch als Mutter wehe gethan, ihr Kind so zu verlieren.

Nereid. Wir wollen es aus dem Sinne schlagen, Doris! Möge eine Ausländerin immer gepralt haben: Wir können mit der Strafe zufrieden seyn, daß sie der Tochter wegen in Furcht gesetzet ward. Laßt uns indessen über die Heyrath uns freuen.

X V.

Zephyrus und Notus.

Zephyrus.

Einen prächtigern Zug zur See hab' ich, so lang ich bin und blase, wol nie gesehen. Du Notus, sahst du ihn nicht auch?

Notus. Was für einen, Zephyrus? Oder wer waren die, so ihn ausmachten?

Zephyr. Das lustigste Schauspiel, dergleichen du wol nie wieder sehen wirst, ist dir also entgangen, Notus.

Notus. Ich hatte am rothen Meere zu thun, und blies an den Küsten von Indien: daher mir von dem, was du sprichst, nichts bekannt ist.

Zephyr. Du kennst aber doch den Agenor aus Sidonien.

Notus. Allerdings, Europens Vater? Was ists denn mehr?

Zephyr. Ihre Geschichte will ich dir eben erzählen.

Notus. Daß Jupiter schon lange in das Mädchen verliebt ist? Das wußte ich längst.

Zephyr. Nu das weist du also: Höre itzt, was erfolgte.

Europa war an das Ufer heruntergegangen zu spielen, und hatte ihre Gespielen mit sich genommen: Jupiter nun, der die Gestalt eines Stiers angenommen, mischte sich mit in das Spiel, indem er sehr schön aussah; denn er war schneeweiß, mit niedlich gekrümmten Hörnern und sanften Blicken. Auch er sprang also an der Küste hin und her, und brüllte ganz allerliebst, also daß Europa es sogar wagete ihn zu besteigen. Kaum aber war es geschehen, so rannte er mit ihr an die See, sprang hinein und schwamm, indessen daß die Erschrockene mit der Linken das Horn, damit sie nicht herunterglitschte, mit der Rechten aber den fliegenden Schleyer zusammen hielt.

Notus. Ey, das muß wirklich ein allerliebstes Liebesspectakel gewesen seyn, Jupitern mit der Geliebten auf dem Rücken schwimmen zu sehn.

Zephyr. Ja, Notus! Was ich dir aber weiter zu erzählen habe, war noch lustiger: Die See nämlich hörte gleich auf zu schäumen, verbreitete die Stille über sich und ward glatt: wir alle aber hielten uns ruhig, wurden ganz Aug, und folgten dem Zuge. Die Liebesgötter flogen mit brennenden Fackeln nur wenig über die See erhaben, also daß sie das Wasser zuweilen mit den Füssen berührten, nebenher, und sangen Brautlieder. Die Nereiden kamen auf Delphinen geritten aus der Tiefe hervor und klatschten, die meisten halb entblößt, dem Hochzeitpaare zu; auch tanzten die Tritonen, und was immer in der See lebt und keine fürchterliche Gestalt hat, um die Braut her; Neptun auf seinem Wagen (Amphitritis zur Seite) zog frölich voran, und bahnete dem schwimmenden Bruder den Weg; und endlich trugen zween Tritonen auch die Venus in einer Muschel gelagert, welche die Braut mit allerley Blumen bestreute.

So gieng der Zug von Phönizien bis nach Creta: Nachdem er daselbst an Land getreten, war der Stier nicht mehr zu sehen. Jupiter aber nahm die Europa bey der Hand, und führte sie

schamroth und mit niedergeschlagenen Augen (denn itzt wußte sie, warum solches geschähe) in die dicktysche Grotte; wir aber stürmten darauf los, und erregten, der eine da, der andere dort, die Wellen.

Notus. Glückseliger Zephyr, der ein solches Schauspiel gesehn! Ich hingegen sahe nichts als Gryphen, Elephanten und Mohren.

Daß man Verleumdungen nicht leicht glauben soll.

Die Unwissenheit ist ein großes Uebel, und eine Quelle vielen Unheils unter den Menschen. Sie ziehet gleichsam einen Schleyer über die Handlungen, verdunkelt die Wahrheit, und verfinstert den Lebenswandel eines jeden. Wir gleichen deswegen alle solchen, die im Finstern herumtappen; oder vielmehr, wir stoßen wie Blinde bald unbesonnener Weise an, bald überschreiten wir, wo nichts zu überschreiten ist. Was nahe und vor den Füssen ist, sehen wir nicht, und was hingegen noch weit und entfernt ist, das fürchten wir als ob es uns itzt schon im Wege läge. Und überhaupt in allem

was wir thun, straucheln wir sehr oft; welches darum den tragischen Poeten schon tausenderley Stoff zu ihren Trauerspielen gegeben: wie z. Ex. die Labdaciden, Pelopiden und andre dergleichen mehr. Denn man wird finden, daß beynahe alle die Unglücksfälle, welche auf die Schaubühne gebracht werden, von der Unwissenheit, wie von einer tragischen Gottheit, an die Hand gegeben worden. Dieses aber sage ich, wie in Absicht auf anders, so vornämlich in Absicht auf die falschen Verleumdungen wider gute Bekannte und Freunde, durch welche schon ganze Häuser umgekehrt, Städte von Grund aus verwüstet, Väter gegen die Kinder, Bruder gegen Bruder, Kinder gegen die Aeltern, und Liebhaber gegen Liebhaber erhitzt und zu tollen Handlungen verleitet worden sind: auch hat das Wahrscheinliche bey solchen Verleumdungen schon viele Freundschaften zerrissen, und ganze Familien veruneinigt und in Verwirrung gesetzt.

Damit wir also, so wenig als möglich, an diesen Stein anstoßen, so will ich in dieser Abhandlung als in einem Gemälde zeigen, was die Verleumdung sey, wo sie herrühre, und was sie an-

richte: wiewol schon Apelles von Ephesus dieses Gemälde vor mir geschildert hat. Denn auch er ward bey dem Ptolomäus verleumdet, als ob er an der Zusammenschwörung des Theodotas zu Tyrus mit Antheil hätte: obschon Apelles Tyrus niemals gesehen, noch den Theodotus anders gekannt, als daß er von ihm gehört hatte, er wäre ein Landpfleger des Ptolomäus, und verwaltete Phönicien. Dessen aber ungeachtet klagte ihn ein gewisser Kunstverwandter, Antiphilus mit Namen, der über die Ehre, welche ihm der König bewies, und wegen seiner Kunst eifersüchtig auf ihn war, bey dem Ptolomäus an, als ob er von allem Wissenschaft hätte, und daß ihn jemand zu Tyrus an der Tafel des Theodotas gesehen, dem er über die ganze Mahlzeit ins Ohr geredet hätte. Kurz, Tyrus wäre abgefallen, und Pelusium weggenommen worden, auf Anstiften des Apelles.

Ptolomäus, der seiner selbst sonst nicht sehr mächtig, und bey einer knechtischen Schmeicheley auferzogen war, wurde durch diese abgeschmackte Verleumdung so sehr erhitzt und in Verwirrung gebracht, daß er nichts von allem überlegte, was er hätte sollen, sondern, ohne zu bedenken, daß

der Verleumder auf den Apelles wegen seiner Kunst eifersüchtig, noch daß ein Maler viel zu klein wäre, eine solche Verrätherey anzuzetteln, vornämlich ein solcher, dem er Gutes erwiesen, und ihn allen seinen Kunstgenossen vorgezogen hätte, sich gleich dem heftigsten Zorn überließ, und das königliche Schloß mit dem Geschrey erfüllte: Apelles sey ein undankbarer Verräther, und habe sich mit andern wider ihn verschworen! Und gewiß hätte Appelles den Kopf hergeben und unschuldig den Aufruhr zu Tyrus mitbüssen müssen, wenn nicht einer der Gefangenen, dem die Schamlosigkeit des Antiphilus wehe that, und der mit dem unglücklichen Apelles Mitleiden hatte, ausgesagt, er hätte nichts mit ihnen zu thun gehabt.

Ptolomäus nun (heißt es) hätte sich das Geschehene so sehr reuen lassen, daß er den Apelles mit hundert Talenten beschenkt, und ihm den Antiphilus zum Sklaven gegeben: Apelles aber, der die ausgestandene Gefahr tief im Gedächtniß behalten, rächte sich an der Verleumdung durch folgendes Gemälde:

Zur Rechten sitzt ein Mann mit sehr langen Ohren, die wol des Midas seinen nicht unähnlich seyn dürften: Er streckt die Hand gegen die herannahende Verleumdung schon von ferne aus. Um ihn her stehen zwey Weiber; die Unwissenheit, wie mich dünkt, und das Mistrauen. Von der andern Seite kömmt die Verleumdung, ein ungemein schönes, dabey aber erhitztes und unruhiges Weib, so daß man die Raserey und den Zorn deutlich an ihr wahrnimmt. In der Linken trägt sie eine brennende Fakel, mit der Rechten aber schleppet sie einen jungen Menschen bey den Haaren herbey, der die Hände gen Himmel aufhebt, und die Götter zu Zeugen anruft. Voran geht ein blasser und häßlicher Mann, welcher scharf drein siehet, und solchen ähnlich ist, die eine lange Krankheit ausgezehrt hat. Man siehet hieraus, daß es der Neid ist. Es folgen auch noch zwo andre, welche die Verleumdung antreiben, schmücken und anputzen; und diese waren, wie mir der Ausleger des Gemäldes sagte, die Nachstellung und die Betrügerey. Hinter ihnen folgte endlich ein Weib ganz leidlich angethan, in schwarzen Trauerkleidern und mit zerrissenen Haaren, welche die Reue hieß:

diese wandte sich zurück, und sah voller Scham die herbeykommende Wahrheit an.

Auf diese Weise nun hat Apelles seine ausgestandene Gefahr geschildert. Wohlan aber, laßt auch uns, nach der Kunst des Ephesischen Malers, die Eigenschaften der Verleumdung entwerfen, und sie vor allen Dingen durch eine Erklärung zeichnen; denn so werden wir ihr Bild am besten hervorbringen. Die Verleumdung ist also die heimliche Beschuldigung eines andern, der nichts davon weiß, welche geglaubt wird, weil der Beschuldigte sich nicht vertheidigen kann. Das soll die Materie unserer Rede seyn: und da hiebey, wie in den Lustspielen, drey Personen vorkommen, der Verleumder, der Verleumdete, und der, welcher der Verleumdung Gehör giebt; so wollen wir auch jeden derselben betrachten, und zeigen, was wahrscheinlicher Weise geschehen muß.

Wir wollen aber die Hauptperson bey dem Spiele, ich meyne den Erfinder der Verleumdung, zuerst aufführen. Daß nun dieser kein ehrlicher Mann seyn könne, wird, wie ich glaube, wol niemand läugnen: denn kein ehrlicher Mann wird seinem Nächsten Unglück anrichten; vielmehr wird ein

solcher sich Ehre und den Ruhm eines wohlgesinneten Gemüthes durch Wohlthaten gegen seine Freunde zu erwerben trachten; nicht aber dadurch, daß er andere ungerechter Weise verklagt und ihnen Haß zuziehet.

Hernach ist auch leicht zu sehen, wie ungerecht ein solcher Verleumder, ein Uebertreter der Gesetze, gottlos, und denen, die mit ihm zu thun haben, schädlich sey. Denn wer wird nicht eingestehen, daß die Gleichheit in allen Dingen, und daß keiner sich mehr anmasse, als ihm gebührt, Eigenschaften der Gerechtigkeit sind; das Gegentheil aber zur Ungerechtigkeit gehört? Masset sich aber ein Verleumder, der einen Abwesenden heimlich anschwärzt, nicht offenbar mehr an, als ihm gebührt, da er den, so ihn anhört, sich ganz zueignet, seine Ohren vorher einnimmt und verstopfet, und sie durch die Verleumdung vorher so anfüllt, daß die Vertheidigung des andern nicht mehr hineinkommen kann? Gewiß würden dieses auch die besten Gesetzgeber, ein Solon z. Ex. und Draco, für die gröste Ungerechtigkeit halten, da sie die Richter mit Eyd verpflichtet, beyde Partheyen gleich anzuhören, und ihnen gleich geneigt

zu seyn, bis sich aus der Vergleichung der Rede dessen, der sich vertheidigt, ergebe, ob seine Sache schlimmer oder besser wäre als des Klägers? Denn sie hielten ein Urtheil, das gesprochen würde, ehe man die Vertheidigung mit der Anklage verglichen hätte, für etwas sehr gottloses und unheiliges. Und wir können wol sagen, daß auch die Götter selbst zürnen, wenn wir gestatten, daß der Ankläger allein ohne Furcht alles sagte, was er nur gern wollte, wir hingegen die Ohren für den Beklagten verstopften, oder ihn mit Stillschweigen verdammten, weil wir von der Rede des erstern schon eingenommen wären. Man kann also mit Grund behaupten, daß die Verleumdungen der Gerechtigkeit, den Gesetzen und dem Eyde zuwiderlaufen, welchen die Richter schwören müssen. Wem aber die Gesetzgeber nicht glaubwürdig genug scheinen, welche haben wollen, daß man so gerecht und unpartheyisch urtheilen soll, dem will ich auch noch jenen rechtschaffenen Poeten anführen, der hierüber vortrefflich geurtheilet oder vielmehr ein Gesetz gegeben hat. Er spricht: "Fälle kein Urtheil, bevor du beyde Partheyen gehört hast." (*) Denn auch dieser, scheint es,

(*) Phocylides.

wußte, daß unter den vielen Ungerechtigkeiten, die im menschlichen Leben vorgehen, wol keine größer ist, als einen Menschen zu verdammen, ehe man ihn angehört hat. Ein Verleumder aber giebt sich alle Mühe, solches zu verhindern, indem er den, welcher ihm Gehör giebt, wider den Verleumdeten aufbringt, und durch seine heimliche Beschuldigung ihm alle Gelegenheit sich zu vertheidigen abschneidet.

Ein jeder solcher Mensch nämlich hat kein Herz öffentlich zu reden, ist furchtsam und scheuet sich am Lichte zu handeln. Er drückt deswegen seine Pfeile wie aus einem Hinterhalte los, daß man sich nicht gegen ihn wehren, noch wider ihn streiten kann, sondern unversehens und weil man nichts Feindliches erwartet, umkommen muß. Dieses ist aber wol das deutlichste Kennzeichen, daß ein Verleumder nichts wahres noch glaubwürdiges sagt; denn wenn er sich der Wahrheit seiner Beschuldigung bewußt wäre, so würde er, dünkt mich, den Verleumdeten öffentlich beschuldigen, denselben zu Rede stellen, und mit Gründen wider ihn fechten: eben wie im Kriege niemand, der sich getraut den Feind öffentlich zu überwinden Hinterlist und Betrug brauchen wird.

Dergleichen Leute nun findet man vornämlich an königlichen Höfen, und bey Fürsten und großen Herren in Achtung stehen; wo es nämlich eben viel Neides, tausenderley Argwohn, und häufige Schmeicheleyen und Verleumdungen giebt. Denn wie größer die Hoffnung ist, desto heftiger ist auch der Neid, desto gefährlicher der Haß, und desto heimtückischer und verderblicher die Eifersucht. Sie beobachten deswegen einander mit den schärfsten Augen, und geben wie die Zweykämpfer Acht, wo sie etwa eine Blösse wahrnehmen mögen; jeder will den Vorzug haben, und stößt und treibt deswegen seinen Nachbar mit den Ellenbogen weg; und den, der vor ihm ist, sucht er herunterzureissen und ihm ein Bein zu unterschlagen.

Nu, da wird dann der ehrliche Mann gleich niedergeworfen, weggeschleppt und zulezt wol gar mit Schande ausgejagt. Der andere aber, welcher besser schmeicheln kann, und in dergleichen schlimmen Künsten geübter ist, wird gelobet; und kurz, wer den andern aus dem Sattel hebet, trägt den Sieg davon; so daß auch hier eintrift, was Homer

spricht: „Mars schlägt ohne Unterschied den Sieger wie den Besiegten.„ (*)

Weil sie nun nicht um geringe Dinge streiten, so erdenken sie vielerley Wege, wodurch sie einander am geschwindesten vorkommen mögen; unter welchen die Verleumdung der kürzste, aber auch der gefährlichste ist. Diese nimmt ihren Anfang vom Neide, der eine etwelche Hoffnung zeigt, endlich aber lauter Elend, Jammer und Unheil bringt.

Inzwischen ist die Sache nicht so gar leicht und einfach, wie mancher sich einbilden möchte; sondern es wird viele Kunst, nicht wenig Scharfsinn, und ein beständig sorgfältiger Fleiß dazu erfodert. Denn die Verleumdung würde so sehr großen Schaden nicht anrichten, wenn sie nicht auf eine wahrscheinliche Weise vorgebracht würde; noch würde sie wider die alles besiegende Wahrheit etwas vermögen, wenn sie nicht dem, der ihr Gehör giebt, durch viele Reize und Wahrscheinlichkeit, und tausend andere solche Dinge, Stricke legt.

Man verleumdet aber insgemein den, der vorzüglich geehret wird, als welcher eben deswegen dem Neide derer, die ihm nachstehen, ausgesetzt

(*) Il. B. XVIII. rc. V. 309.

ist. Auf diesen also drückt man alle Pfeile ab, weil man ihn als ein Hinderniß betrachtet, das im Wege liegt; und jeder meynt alsdann selbst der erste zu werden, wenn er nur diesen obersten besieget und aus der Gunst des Fürsten gehoben hat. Dergleichen etwas man auch bey den Kampfspielen von den Wettläufern siehet. Ein guter Wettlaufer will, nachdem die Schranken niedergelassen sind, gleich der erste seyn, und richtet alle seine Gedanken nur auf das Ziel. Weil er nun die Hoffnung des Sieges auf die Schnelligkeit seiner Füsse setzet, so giebt er sich keine Mühe, dem, der ihm zunächst ist, oder seinen übrigen Mitkämpfern, boshafter Weise etwas zum Schaden zu thun; hingegen ein schlechter Wettläufer, und der an der Hoffnung den Preis durch Geschwindigkeit zu erlangen verzweifelt, nimmt seine Zuflucht zu schlimmen Künsten, und ist allein darauf bedacht, wie er den, der ihm vorläuft, aufhalten und verhindern möge; weil er weiß, daß er, wenn dieses ihm nicht gelingt, den Sieg nimmermehr erhalten wird. Eben so geht es auch denen, die bey großen Herren in Gnaden stehen. Ja der, welcher den Vorzug hat, ist auch den

Nachstellungen ausgesetzt, und wenn er nicht auf der Hut ist, wird er etwa von seinen Beneidern gegriffen und unbarmherzig zerrissen; diese hingegen werden geliebt und für Freunde gehalten, weil sie andern Schaden zugefügt haben.

Damit sie aber ihre Verleumdungen wahrscheinlich machen, bedienen sie sich nicht eines jeden Einfalls ohne Unterscheid; sondern sind hiebey ungemein vorsichtig und sorgfältig, daß sie dem, den sie verleumden, nichts ungereimtes oder unschiklichges andichten. Sie nehmen deswegen meistens etwas das derselbe wirklich an sich hat, legen es aber auf das schlimmste aus, und geben so ihren Beschuldigungen einen nicht geringen Schein: Von einem Arzte sagen sie, er sey ein Giftmischer: Von einem Reichen, er strebe nach der Oberherrschaft, und von einem Staatsbedienten, er sey ein Verräther.

Zuweilen giebt auch der, so die Verleumdung anhört, je nach Beschaffenheit seiner Gemüthsart selbst Gelegenheit zu derselben. Nach dieser nämlich richten die Verleumder sie ein, und kommen so zum Zwecke. Denn wenn sie z. Ex. sehen, daß einer eifersüchtig ist, so sagen sie: Er nickte deiner

Gemah-

Gemahlin über der Mahlzeit zu, und seufzte indem er sie anblickte; und Stratonice that hinwiederum sehr freundlich und verliebt gegen ihn; und was sie sonst noch für Verleumdungen den Verdacht des Ehebruchs zu erregen vorbringen. Will er aber ein Poet seyn, und bildet sich hierauf viel ein, so heißt es: Philoxen spottet deiner Gedichte und verlachet sie: Er sagt, das Sylbenmaaß wäre holpericht, und die Sylben hiengen nicht zusammen. Bey einem Frommen und Gottsförchtigen wird sein Freund als ein Atheist und ruchloser Mensch verleumdet, der alles, was man von den Göttern sagt, verwerfe, und die Vorsehung läugne; da dann der, welcher solches höret, wie leicht zu erachten, als von einer Bremse ins Ohr gestochen aufgebracht wird und den Freund hasset, ohne den eigentlichen Beweis davon zu erwarten. Denn sie erfinden und sagen nur dergleichen Dinge, wovon sie wissen, daß sie im Stand sind den, der sie anhört, in Zorn zu setzen; und wo sie wissen, daß einer eine schwache Seite hat, darauf zielen und schiessen sie los, so daß derselbe, einmal aufgebracht, sich nicht weiter Zeit nimmt die Wahrheit zu untersuchen; und wenn man sich gleich verthei-

digen wollte, so giebt er nicht einmal Gehör, weil er von dem Wunderbaren der Beschuldigung als von einer Wahrheit bereits eingenommen ist.

Es ist nämlich wol keine Art von Verleumdung wirksamer als die, welche den Neigungen dessen, der sie anhöret, zuwider ist. So fand sich einst bey dem Ptolomäus, mit dem Zunamen Dionysus, einer der den platonischen Weltweisen Demetrius verklagte, daß er Wasser tränke, und bey den dionysischen Festen allein keine Weiberkleider anlegte. Und hätte er, da man ihn kommen lassen, nicht des Morgens vor jedermann Wein getrunken, und beym Schalle der Cymbaln in Weibskleidern getanzt, so wäre es um ihn geschehen gewesen; weil er angesehen wurde als einer, der die Lebensart des Königs misbilligte, und der Ueppigkeit des Ptolomäus widerspräche. Eben so war zu Alexanders Zeiten dieses die härteste Verleumdung, wenn einer den Hephästion nicht göttlich hatte verehren noch ihn anbeten wollen: denn nachdem Hephästion gestorben war, that Alexander zu der übrigen Pracht noch dieses hinzu, daß er ihn zu einem Gott machen wollte. Sogleich errichteten ihm die Städte Tempel, weiheten ihm gewisse Oerter,

Altäre, und ordneten dem neuen Gott Feste an; und wer etwas recht heilig betheuern wollte, schwur beym Hephästion! Wenn einer hierüber lachte, oder sich sonst nicht gottsfürchtig genug dabey zu bezeigen schien, so war die Todesstrafe darauf gesetzt. Diesen kindischen Kitzel nun Alexanders machten sich die Schmeichler zu Nutze, und erhitzten und vergrößerten ihn gleich durch Erzählungen von Träumen, welche Hephästion ihnen zugeschickt hätte, und von Erscheinungen desselben: sie schrieben ihm auch gewisse Heilungen zu, und streuten Orakelsprüche von ihm aus. Endlich opferten sie ihm als einem Gott, der hälfe und Unglück abwendete. Alexander hörte dieses mit Vergnügen, glaubte es zuletzt, und bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er nicht allein selbst der Sohn eines Gottes wäre, sondern auch noch Götter machen könnte. Wie viele Freunde Alexanders, glauben wir aber wol, werden diese Gottheit Hephästions zu ihrem Unglücke erfahren haben, wenn sie, verleumdet daß sie diesen allgemeinen Gott nicht verehrten, ausgejagt und der Gunst des Königs verlustig worden sind?

Zu dieser Zeit wäre auch Agathokles von Samus, ein Feldoberster des Königs, und der sehr viel bey ihm galt, beynahe zu den Löwen eingeschlossen worden, weil man ihn verleumdet, er hätte, da er bey dem Grabe Hephästions vorbeygegangen, geweint. Perdickkas aber soll ihn gerettet haben, der bey allen Göttern und selbst bey dem Hephästion schwur, der Gott wäre ihm auf der Jagd ganz unzweifelhaft erschienen, und hätte ihm befohlen dem Alexander zu sagen; Er sollte des Agathokles verschonen, weil er nicht aus Unglauben, noch als über einen Todten, sondern nur in Erinnerung der alten mit ihm gepflogenen Freundschaft geweinet hätte.

Also hatten die Schmeicheley und die Verleumdung damals den stärksten Eindruck auf das Gemüth Alexanders, weil sie sich nach seiner Leidenschaft richteten. Denn, wie bey einer Belagerung die Feinde einen Ort nicht da anfallen, wo er hoch und steil ist und die Mauern wol befestigt sind, sondern ihre ganze Macht dahin wenden, wo sie etwa eine schwache verfaulte und niedrige Seite wahrnehmen, um desto leichter hinein zu kommen, und den Ort wegzunehmen; eben so,

wenn die Verleumder erst merken, wo die Seele etwa eine schwache und verdorbene Seite hat, die leicht zu ersteigen ist, greifen sie diese an, richten ihre Maschinen gegen dieselbe, und erobern sie endlich, weil niemand da ist, der sich wehrt, ja nicht einmal merkt, daß die Feinde hineingekommen. Wenn sie aber dann einmal inner den Mauern sind, so verwüsten sie alles mit Feuer und Schwerdt, verderben und jagen aus, wie man sich leicht vorstellen kann, daß es bey einer eroberten und in die Knechtschaft gebrachten Seele gehen muß.

Ihre Kriegsmaschinen aber gegen den Abwesenden sind: Betrug, Lügen, Meineyd, eine unausgesetzte Bemühung, Unverschämtheit, und tausend andere dergleichen Schelmenstücke. Die gröste aber ist die Schmeicheley, welche der Verleumdung verwandt, oder vielmehr eine Schwester derselben ist. Denn niemand ist wol so herzhaft und um die Brust mit einer so demantenen Mauer umgeben, daß er den Verleumdungen der Schmeicheley nicht weiche; zumal da die Verleumdung selbst das Fundament untergräbt, und alles von Grund aus zerstöret.

Dieses nun geht außen vor: von innen aber streiten auch viele Verrätheregen mit, welche die Hände ausstrecken, die Thore öfnen und die Eroberung dessen, der ihnen Gehör giebt, begünstigen. Diese Verräther sind erstlich die Neubegierde, welche allen Menschen von Natur anhängt, und der Eckel vor dem, was wir kaum gekostet haben; hernach der Hang zu wunderbaren und erstaunlichen Erzählungen: denn ich weiß nicht woher es kömmt, daß wir gewöhnlich über Sachen, die uns insgeheim anvertraut werden, und über Erzälungen, die voller Verdacht sind, ein gewisses Vergnügen empfinden. Ich kenne Leute, deren Ohren durch die Verleumdungen nicht weniger gekitzelt werden, als wenn man sie mit weichen Federn ausstriche.

Weil sie nun die Festung mit allen diesen Hülfsvölkern bestürmen, so ists auch nicht Wunder, daß sie selbige mit Gewalt einnehmen; und der Sieg muß ihnen nicht schwer fallen, da niemand ist, der sich wehrt oder die Verleumdungen abschlägt, sondern der, welcher sie anhört, sich freywillig ergiebt, und der Verleumdete von diesen Nachstellungen nichts weiß: Es geht also denen,

welche angeschwärzt werden, eben wie den Bürgern einer Stadt, welche bey einem nächtlichen Ueberfall im Schlaf ermordet werden.

Und was das allermitleidigste ist, so kömmt dieser, der nichts von allem weiß, freudig zu seinem Freunde, und spricht und thut (weil er sich nichts böses bewußt ist) wie zuvor, indessen daß dem Unglückseligen doch auf alle Weise nachgestellt wird: Der andre aber, wenn je noch etwas Edelmüthiges, Freyes und Offenherziges bey ihm ist, läßt seinem Zorn den Lauf, schüttet seinen Unwillen aus, und siehet dann endlich, wenn er den andern sich vertheidigen läßt, daß er sich ohne Grund wider seinen Freund habe aufbringen lassen.

Ist er aber eines unedeln und niederträchtigen Gemüths, so nimmt er seinen Besuch an, und lächelt ihm noch freundlich zu; heimlich aber haßt er ihn, knirschet mit den Zähnen und hält, wie der Poet sagt, den Zorn tief im Herzen verborgen. Es könnte aber meines Bedünkens wol nichts ungerechteres und knechtischers seyn, als wenn man die Lippen verbeißt und heimlich den Zorn nähret, den im Herzen verschlossenen Haß vergrößert, etwas anders denkt und etwas anders

spricht, und mit einer frohen und lustigen Mine auf eine traurige und jammervolle Tragödie bedacht ist. Dieses aber begegnet vornämlich, wenn der Verleumder vorher des Verleumdeten guter Freund gewesen zu seyn scheint, itzt aber ihn dennoch verleumdet. In solchem Falle wollen sie weiter kein Wort, geschweige denn eine Vertheidigung von dem, welcher angeschwärzt worden, anhören, weil sie von der ehemals gepflogenen Freundschaft auf die Glaubwürdigkeit der Verleumdung schliessen; und bedenken auch nicht, daß zuweilen selbst unter den besten Freunden Gründe zu ihrer Veruneinigung vorfallen können, die andern nicht bekannt sind. Oft geschiehet es auch, daß einer, der sich eines Verbrechens selbst schuldig weiß, dem andern mit der Beschuldigung vorkömmt, und eben dadurch zu verhindern sucht, daß er dessen nicht selbst angeklagt werde. Ueberhaupt wird auch niemand es wagen, seinen Feind zu verleumden; denn eine Beschuldigung verliert gleich allen Glauben, wenn man die Ursache davon offenbar siehet: sondern die Verleumder machen sich an diejenigen, welche ihre guten Freunde zu seyn schienen, um so ihre große Zuneigung für

die, welche sie anhören, zu bescheinen, als deren Nutzen zu befördern sie selbst ihren eigenen besten Freunden nicht schonen.

Es giebt aber auch solche, die, wenn sie hernach erkennen, daß Freunde ungerechter Weise bey ihnen verleumdet worden, aus Scham, daß sie der Verleumdung Glauben beygemessen, dieselbigen nicht mehr vor sich kommen lassen, noch sie anschauen dörfen; gleichsam als ob ihnen dadurch ein Unrecht wiederfahren wäre, daß sie das Unrecht nicht erkannt haben.

Es entstehen mithin tausend Uebel im menschlichen Leben daraus, daß man den Verleumdungen so leicht und ohne Untersuchung Glauben beymisset.

Antia spricht:

„Willst du mit Ehren leben, o Prötus! so tödte den Mann (*) der
„Meiner Keuschheit etwas zumuthete, das ich ihm abschlug.„

Da sie solche Zumuthung doch vielmehr gegen ihn gethan, und den Abschlag empfieng: es fehlte auch nicht viel, daß der Jüngling im Kampf wi-

(*) Bellerophon.

der die Chimära umgekommen wäre, da das ehe-
brecherische Weib ihm nach dem Leben stellte.
Diesen Dank trug er für seine Tugend und die
Ehrerbietung gegen seinen Wirth davon. Und
Phädra, die eben dessen ihren Stiefsohn beschul-
digte, machte, daß der Vater (†) den guten Hyp-
politus verfluchte, der doch gewiß unschuldig war,
und nichts verbrochen hatte.

Sehr wohl, wird jemand sagen: aber ein An-
kläger ist zuweilen doch ein glaubwürdiger Mann,
wenn er nämlich im übrigen ehrlich und verstän-
dig ist, und man darf ihn hören, wenn er der-
gleichen Bosheiten nie begangen hat. Wohlan,
wer war gerechter als Aristides? Aber dennoch
war auch er ein Gegner des Themistokles und er-
bitterte das Volk wider ihn, vom gleichen Ehr-
geize getrieben, welchen man jenem zur Last legte:
Aristides war nämlich zwar wol gerecht in Ver-
gleichung mit andern, aber doch auch ein Mensch,
der Gallen hatte, die einen liebte, und andere
haßte.

Und wenn wahr ist, was vom Palamedes er-
zählt wird, so hat jener verständigste unter den

(†) Theseus.

Griechen (*), der übrigens so vortreffliche Mann, doch den Aufsatz und die Nachstellung, aus Neide, wie es scheint, wider einen Mann angezettelt, der sein Blutsverwandter und Freund, und mit ihm auf gleiche Gefahr zu Schiffe gegangen war. So gar natürlich ist es dem Menschen, hierüber Fehltritte zu thun!

Und was soll ich lange noch einen Socrates anführen, der ungerechter Weise bey den Atheniensern als ein gottloser und schädlicher Mann verleumdet worden; oder den Themistokles und den Miltiades, die nach so herrlichen Siegen doch in den Verdacht gekommen, als ob sie Griechenlands Verräther wären? Denn es giebt wol tausend Exempel, und die meisten sind bekannt genug.

Wie soll sich denn aber ein Kluger verhalten, der wegen der Tugend oder der Wahrheit in Ungewißheit ist? So, dünkt mich, wie uns Homer in der Fabel von den Sirenen lehren will. Er befiehlet nämlich, diese verderblichen wollüstigen Gesänge vorbeyzuschiffen, die Ohren zu verstopfen, und sie gegen solche, die von einer Leidenschaft

---

(*) Ulysses.

eingenommen sind, nicht so leichtsinniger Weise aufzuthun: sondern die Vernunft soll er zur Thürhüterin setzen, die alles was geredet wird wohl untersuche; hineinlasse was recht ist, hingegen das was böse ist ausschliesse und verstosse: denn es wäre in der That lächerlich, Thürhüter vor die Häuser zu stellen, die Ohren aber und das Gemüth offen zu lassen.

Kömmt also einer, der dergleichen sagt, so muß man die Sache an und für sich selbst untersuchen; ohne Rücksicht auf das Alter dessen, der spricht, noch auf sein übriges Leben, noch auf die witzige Art, womit er sie vorbringt: sondern je mehr Beredsamkeit einer hat, desto sorgfältiger muß die Untersuchung angestellt werden. Man muß sich also nicht auf eines andern Urtheil verlassen, noch vielweniger dem Hasse des Anklägers trauen, sondern die Untersuchung der Wahrheit sich selbst vorbehalten; dem Neide des Verleumders das Gegenrecht wiederfahren lassen, die Gesinnungen beyder Theile ans Licht hervorbringen, und sodann hassen oder lieben, je nachdem einer in der Probe bestanden ist. Solches aber zuvor, und sogleich auf den ersten Eindruck zu thun, den

die Verleumdung machet, ist wahrhaftig kindisch und niederträchtig, und dabey höchst ungerecht.

Von alle diesem aber sind, wie wir anfangs gesagt, die Unwissenheit Ursache, die Finsterniß in den Köpfen, und die Flecken in den Sitten. Würde deswegen irgend eine Gottheit unsern Lebenswandel aufklären, so würde gewiß die Verleumdung in den Abgrund hinfliehen, und nicht Platz finden, weil das Licht der Wahrheit alles beleuchtete.

Wider einen Ungelehrten, der sich viele Bücher anschaffte.

Was du thust, ist deinem Zwecke gerade zuwider. Du glaubst, wenn du vielem mit Fleisse die schönsten Bücher einkaufest, so werdest auch du den Ruf eines Gelehrten erlangen. Dieses aber schlägt dir ganz anders aus, und giebt noch gewissermassen einen neuen Beweis von deiner Unwissenheit. Du kaufst aber auch nicht einmal die besten Bücher, sondern nimmst sie, wie es kömmt, auf das Wort derer, welche sie dir angepriesen, und wirst so denen, die dir dergleichen von den

Büchern vorlügen, zu einem unverhofften Gewinnst, und wie zu einem gefundenen Schatze. Oder woher solltest du wol erkennen mögen, welches die alten und nutzbaren, und welches hingegen die unnützen oder sonst schlechten Bücher sind, wenn du es nicht daher schliessest, weil sie befressen und verstümmelt sind; und also die Motten darüber zurath ziehest? Denn wie wollte eine genaue und sichere Beurtheilung von dir herkommen mögen?

Gesetzt aber, du urtheilest eben so, wie Kalinus und der berühmte Attikus von den Büchern, und hältst für schön, was jener schön, und dieser mit dem grösten Fleisse abschreibt; was nützt dich, du wunderlicher Mensch, der Besitz davon, da du die Schönheit derselben nicht einsiehest, und daher nicht mehr Nutzen davon ziehest, als ein verliebter Blinder von einem schönen Jünglinge? Zwar durchsiehest du sie mit offenen großen Augen, und bis du genug hast; und einige derselben liesest du auch in der Geschwindigkeit und ohne die Lippen zu bewegen ganz durch. Allein auch dieses ist doch nicht genug, wenn du nicht das Gute und Schlechte, so darinn steht, erkennest,

und nicht verstehest, was alles und jedes sagen will; wie die Worte geordnet sind; was der Scribent richtig und nach einer sichern Regel sagt, und was hingegen zweifelhaft, unächt und falsch ist.

Was sagst du hiezu? Vielleicht: Du verstehest solches, obschon du es nicht gelernt hast? Nu, woher dieses, wenn die Musen dich nicht etwa, wie jenen Hirten, mit einem Lorbeerzweig beschenkt haben? Denn von dem Helicon, wo man sagt, daß diese Göttinnen wohnen, hast du wol nie gehört, noch auch deine Kinderjahre daselbst zugebracht; und es steht dir nicht zu, der Musen nur zu gedenken. Jenem Hirten, einem rauhen, behaarten und von der Sonne verbrannten Mann erschienen sie wol; aber einen solchen Menschen wie du bist (und um der Venus willen! erlaube, daß ich itzt nicht alles umständlich sage) würdigen sie gewiß nicht, daß sie ihm nur nahe kämen; sondern sie würden ihn wol; statt Lorbeerzweigen, mit Ruthen von Heidelbeerstauden und Pappelbäumen abhalten, damit er den Olmeus und die Hippocrene nicht besudeln möchte, woraus nur die durstigen Heerden und ein reiner Mund des Hirten trinken dörfen. So unverschämt du aber auch im-

mer bist, und es hierinne in der That sehr weit gebracht hast, wirst du doch nicht behaupten dörfen, daß du bey den Studien auferzogen worden, oder dich beflissen habest, recht genau dich in den Büchern umzusehen; oder daß dieser dein Lehrmeister und jener dein Mitschüler gewesen sey.

Itzt aber hoffest du dieses alles nur dadurch gut zu machen, daß du dir viele Bücher anschaffst. Nu wohlan, so kaufe dir eben die Bücher zusammen, welche der Redner Demosthenes mit eigner Hand abgeschrieben: nimm auch die Geschichtbücher des Thucydides dazu, welche von eben demselben achtmal auf das zierlichste nachgeschrieben worden; und wenn du sogar alle die Bücher besitzest, welche Sylla von Athen nach Italien geschickt hat, wirst du denn deswegen wol gelehrter seyn; gesetzt daß du auch darauf schliefest, und damit beladen sie überall mit dir herumtrügest? Ein Affe, sagt man im Sprüchworte, bleibt ein Affe, wenn man ihm gleich einen goldenen Schmuck anlegt. Eben so hast du zwar wol ein Buch in der Hand und liesest, verstehst aber von dem, was du gelesen hast, nichts, und gleichest nur einem Esel, der die Ohren spitzt, wenn er eine Leyer hört. Gewiß

wär

wär es um den Besitz vieler Bücher eine köstliche Sache, wenn derselbe den, der sie hat, gelehrt machte; und nur ihr Reichen würdet sie haben, wenn ihr sie so wie auf dem Markte kaufen, und uns Aermere übersteigern könntet. Und wer würde, in Ansehung der Gelehrsamkeit, sich alsdann wol mit den Buchhändlern messen dörfen, die eine so große Menge Bücher besitzen und verkaufen? Denn was sind etwa zwey oder drey Bücher, die einer von ihnen gekauft haben mag, da sie hingegen Tag und Nacht mit denselben umgehen? Wenn du aber die Sache untersuchen willst, so wirst du finden, daß sie nicht viel gelehrter sind als du selbst. Sie reden so ungeschliffen wie du, und haben gar keine Wissenschaft, wie man sich von solchen leicht vorstellen kann, die was schön und häßlich ist, niemals eingesehen haben.

Was für Nutzen versprichst du dir also von deinem Bücherkaufen? Es sey denn, daß du auch die Bücherschränke selbst für gelehrt haltest, weil sie so viele Schriften der Alten enthalten. Lieber! Antworte mir doch; oder vielmehr, da du dieses nicht kannst, so nicke mir nur auf meine Fragen Ja oder Nein mit dem Kopfe. Wenn einer, der

nicht auf der Flöte spielen könnte, sich die Flöte des Timotheus kaufte, oder des Ismenäus seine, die er zu Corinth für sieben Talente gekauft hatte, würde er deswegen itzt auch darauf spielen können? Oder würde er nicht vielmehr keinen Nutzen davon haben, weil er sich ihrer nicht nach den Regeln der Kunst zu bedienen wüßte? Recht, daß du es verneinest: denn wenn er auch die Flöte des Marsyas und des Olympus besässe, so würde er doch nicht darauf spielen können, wenn er es nicht gelernt hat. Oder wie? Wenn einer den Bogen des Hercules hätte, dabey aber nicht Philoktetes wäre, daß er ihn spannen und nach einem Ziele schiessen könnte. Was dünkt dich von diesen, würde er wol etwas thun mögen, das einem Bogenschützen Ehre brächte? Auch dieses verneinest du. Eben so ists mit einem, der das Steuer nicht zu lenken weiß, oder auch mit einem, der sich nie mit der Reitkunst abgegeben hat; wenn jener gleich das schönste und stärkste Schiff, und dieser ein medisches oder thessalisches oder ein anders vortreffliches Pferd hätte, so würden, dünkt mich, doch beyde getadelt werden, weil keiner wüßte, wie er sich seines Eigenthums recht bedienen sollte. Bist du auch der

Meynung? Wohlan, so glaube und bejahe auch dieses: Wenn ein Ungelehrter, wie du bist, sich gleich eine Menge Bücher anschafft, meynst du nicht, daß er sich selbst den Spott der Leute wider seine Unwissenheit zuziehe? Warum zauderst du, auch dieses zu bejahen? Der Beweis ist, dünkt mich, doch klar, und jeder der solches siehet, wird gleich das bekannte Sprüchwort vorbringen: Was soll der Hund im Bade?

Vor nicht gar zu langer Zeit war ein gewisser reicher Mann in Asien: Dieser hatte das Unglück, daß er um seine beyden Füsse kam, die ihm vor Kälte abfauleten, weil er eine Reise im Schnee gethan hatte. Diesem Uebel nun wollte er so gut möglich abhelfen, und ließ sich hölzerne Füsse machen, die er sich anband, und so zugleich auf seine Knechte gelehnt einhergieng. Was er aber lächerliches that, war dieses: Er kaufte sich immer neue Schuhe und gab sich die gröste Mühe von der Welt, daß seine Hölzer, die seine Füsse waren, stets mit den schönsten Schuhen geziert wären. Wie, thust du nicht eben so? Du hast einen lahmen und hölzernen Verstand, kaufst dir aber göldene Cothurnen, auf welchen einer, der auch gesunde Füsse hat, kaum gehen kann.

Weil du aber unter andern Büchern dir auch den Homer mehr als einmal gekauft hast, so laß dir doch von jemanden das zweyte Buch der Ilias vorlesen: Nu magst du das übrige vorbeylassen, denn es geht dich nicht an: gib aber nur Acht auf einen lächerlichen Menschen mit einem kripplichten ungestalten Körper, den der Poet daselbst eine Rede halten läßt. Es ist Thersites. Wenn nun dieser Krippel, so wie er ist, die Rüstung des Achilles anlegte, glaubst du wol, daß er deswegen auch sogleich schön und stark werden, über den Fluß springen, und den Strom desselben mit dem Blute der Phrygier trüb machen wird? Wird er wol den Lycaon, den Asteropäus und den Hektor erlegen, da er den Spieß nicht einmal auf den Schultern zu tragen vermögend ist? Dieses wirst du ja nicht sagen: Vielmehr wird er ein Gelächter erwecken, wenn er unter dem Schilde daherhinkt, und von der Last gedrückt auf die Nase herausfällt; oder wenn er unter dem Helme hervorguckt, daß man seine schielenden Augen siehet, oder wie sein Buckel sich unter dem Brustharnisch in die Höhe hebt, oder wie er die Stiefeln nachschleppt, und so nicht nur dem Verfertiger, sondern auch

dem Eigenthümer dieser Waffenrüstung Schande macht. Wie? Siehest du aber nicht, daß dir dasselbe begegnet, wenn du ein schönes in Purpur gefaßtes mit vergöldeten Buckeln beschlagenes Buch in der Hand hast, mit einer barbarischen Stimme darinne liesest, und es verunehrest und zerzerrest? Gewiß lachen die Gelehrten dich aus; und auch die Schmeichler, die dir nachziehen und dich loben, steken öfters die Köpfe zusammen und lachen.

Jch will dir erzählen, was einst zu Delphi geschehen: Ein gewisser Tarentiner, Evangelus mit Namen, der zu Tarent in ziemlichem Ansehen stand, setzte sich in den Kopf, bey den pythischen Spielen den Sieg davon zu tragen. Nun merkte er zwar bald, daß dieses für ihn unmöglich wäre in den Wettstreiten, wo man nacket kämpft, weil er weder stark noch leicht auf den Füßen war. Die verwünschten Schmeichler aber, welche er um sich hatte, beredeten ihn, er werde leicht siegen, wenn er auf der Cithar spielen und singen würde. Denn sie lobeten und schrien ihm zu, wenn er nur im geringsten eine Saite berührte. Er kam also nach Delphi in einem prächtigen Aufzug: besonders hatte er sich ein mit Gold gesticktes Kleid machen

lassen, und einen goldenen prächtigen Lorbeerkranz, woran die Früchte so viel Smaragden und von der Größe natürlicher Lorbeer waren. Die Cithar selbst war ein kostbares und prächtiges Stük vom feinsten Golde, und mit Ringen und mancherley Edelgesteinen ausgeziert: auch waren die Musen, Apoll und Orpheus, darauf gestochen: kurz, wer sie sahe, bewunderte sie gar sehr.

Endlich kam der Tag des Wettstreites, wozu sich drey angegeben hatten; und das Loos traf den Evangelus, daß er der zweyte in der Ordnung singen sollte: Thespis ein Thebaner hatte sich vor ihm hören lassen, und seine Sache nicht übel gemacht. Itzt trat Evangelus auf, ganz schimmernd von Golde, Smaragden, Beryllen und Hyacinthen, wobey der Purpur den Schimmer noch erhöhete und unter dem Golde hervorglänzte. Nachdem er nun durch alle dieses die Zuschauer in Erstaunen und in die gröste Erwartung gesetzt, und itzt einmal anfangen mußte zu spielen und zu singen, spielte er etwas sehr ungeschicktes und übelklingendes auf, und riß, weil er auf die Cithar zu heftige Stöße machte, mit einmal drey Saiten

entzwey. Auch sein Gesang, den er anfieng, war so elend und so abgeschmackt, daß alle Zuschauer darüber lachten. Die Kampfrichter aber nahmen seine Dreistigkeit übel, und liessen ihn geiseln und vom Schauplatze hinausstoßen. Nun war es höchst lächerlich zu sehen, wie der göldne Evangelus weinte, und von denen, die ihn peitschten, mitten durch den Schauplatz geschleppet ward, ganz blutrünstig von den Streichen die er empfieng, und wie er die Ringe seiner Cithar zusammensuchte, die von derselben abfielen, weil dieselbe solche mittrafen.

Bald hernach trat ein gewisser Eumelus, ein Eleer, auf, mit einer alten Cithar, woran die Wirbel nur von Holze waren, und in einem Kleide, das sammt dem Kranze, welchen er trug, kaum zehn Drachmen werth war. Dieser nun, weil er ungemein schön sang, und recht nach der Kunst auf der Cithar spielte, trug den Sieg davon, und ward als Sieger auch öffentlich ausgerufen. Er lachte nun ebenfalls den Evangelus aus, der sich auf seine Cithar und die Ringe an derselben vergebens so viel eingebildet hatte, und soll zu ihm gesprochen haben: „Du, Evangelus, trägst einen göldnen

„ Lorbeerkranz, weil du reich bist; ich aber nehme „ mit dem delphischen vorlieb, weil ich arm bin: „ Das allein aber hast du nun von deinem ganzen „ Prunke, daß kein Mensch Mitleiden mit dir „ hat, daß du so überwunden davon gehst, son„ dern daß du bey jedermann wegen dieser unge„ schickten und überflüßigen Pracht noch verhaßt „ bist. „ Nu, diesem Evangelus bist du ganz ähnlich, da du dich ebenfalls im geringsten nicht darum bekümmerst, daß die Zuschauer dich auslachen möchten.

Es mag auch nicht unschicklich seyn, daß ich dir eine gewisse alte lesbische Fabel erzähle. Man sagt nämlich, nachdem Orpheus von den thracischen Weibern zerrissen worden, wäre der Kopf sammt der Leyer in den Fluß Heber gefallen, und so ins schwarze Meer gekommen; der Kopf wäre auf der Leyer geschwommen, und hätte ein Trauerlied über den Orpheus gesungen; wobey die Leyer einstimmende Töne von sich gegeben, indem die Winde die Saiten berührt; und so wäre er mit Gesange zu Lesbus angekommen; da die Einwohner den Kopf genommen und begraben hätten, wo itzt der Tempel des Bacchus steht. Die Leyer

aber hätten sie in den Tempel des Apollo aufgehangen, wo sie eine lange Zeit geblieben wäre.

Nach Verfluß nun einer geraumen Zeit hätte Neanthus, der Sohn des Tyrannen Pittacus, der gehört hatte, wie diese Leyer selbst Thiere, Pflanzen und Steine gerührt, und nach dem Tode des Orpheus, da kein Mensch sie angerührt, von sich selbst ein Lied gespielet hätte, große Lust bekommen, dieselbe eigenthümlich zu besitzen, und den Priester durch viel Geld bestochen, daß er eine andre ähnliche unterschöbe, und ihm die Leyer des Orpheus gebe. Er bekam sie also; hielt es aber nicht für sicher, bey Tag in der Stadt darauf zu spielen, sondern steckte sie Nachts in den Busen, und gieng damit ganz allein außer die Stadt hinaus, wo der thörichte und ungeschickte Jüngling dann spielte und etwas daherkratzte, in Hoffnung, die Leyer würde recht himmlische Lieder erschallen lassen, die jedermann in Entzücken setzen, und machen würden, daß man ihn für einen zweiten Orpheus hielte. Dieses nun trieb er bis die Hunde (deren es daselbst eine große Menge hatte) kamen und ihn zerrissen: Auch war dieses das einzige, das er mit dem Orpheus gemein hatte, daß er durch

sein Spielen die Hunde allein an sich gezogen hatte: so daß deutlich erhellet, daß nicht die Leyer, sondern die Kunst und der Gesang des Orpheus jene Wirkung that; welche Vorzüge allein er von seiner Mutter empfangen hatte: Die Leyer aber hatte nichts besonders, sondern war nur eine Leyer wie die andern alle.

Doch warum führe ich dir den Orpheus oder den Neanthus an, da selbst zu unsrer Zeit einer gelebt und vielleicht noch lebt, der die irdene Lampe des Stoikers Epiktetus für dreytausend Drachmen gekauft, und ebenfalls hofte, wie mich dünkt, wenn er zu Nacht bey dieser Lampe läse, so würde gleich auch die Weisheit Epiktets in ihn fahren, und er diesem vortrefflichen Alten gleich werden? Und nur neulich hat auch einer den Steken des Cynischen Proteus für ein Talent gekauft, welchen er abgelegt, da er itzt in das Feuer sprang: diesen hebt er nun als einen Schatz auf, und zeigt ihn, wie die Tegeaten die Haut des Calydonischen Schweins, die Thebaner die Gebeine Geryons, und die Memphiten die Haare der Isis. Indessen mag der Besitzer dieses wichtigen Gutes dich selbst noch an Unwissenheit und Schandthaten übertreffen.

Siehest du, wie elend es mit dir steht, und daß du wol nöthig hättest, daß man dir mit einem guten Prügel den Kopf zwagete?

Man erzählet auch vom Dionysius dem Tyrannen, daß er eine schlechte und lächerliche Tragödie geschrieben, und daß Philoxenus, der sich des Lachens darüber nicht enthalten konnte, deswegen mehr als einmal in die Steinbrüche habe wandern müssen. Dionysius nun, der hörte, daß er verlachet würde, sparte weder Mühe noch Kosten die Schreibtafel des Aeschylus zu bekommen, auf welche dieser zu schreiben pflegte, und meynte, er würde durch dieselbe begeistert werden. Allein er schrieb noch viel lächerlichers Zeug hinein, als er sonst jemals gemacht hatte, wie z. Ex. jenes: Da kam das Weib des Dionysius; und wiederum: O welch ein braves Weib hab ich verloren! Welches ebenfalls auf der Schreibtafel ist. Und auch dieses: Die thörichten Sterblichen betrügen sich selbst. Doch dieses letztere scheint sowol auf dich als auf den Dionysius sehr gut zu passen, und nur deswegen sollte die Schreibtafel wol vergöldt worden seyn.

Denn sag mir doch, was für Nutzen du davon hoffest, daß du die Bücher stets durchblätterst, leimest und bescheidest, sie mit Safran und Cederöl bestreichst, schön einhüllest und mit Buckeln beschlägst, als ob du dir großen Vortheil davon versprächest? Jedoch du bist durch dein Bücherkaufen wirklich schon viel gebessert worden, und sprichst ja ganz gelehrt! Nein, dieses nicht: denn du schweigest mausestille, und von deiner Lebensart mag ich nun gar nichts sagen. Da bist du wegen deinen Unflätereyen von jedermann äußerst verhaßt; so daß, wenn die Bücher dieses wirkten, du Ursache hättest, sie vielmehr zu fliehen wie die Pest.

Es sind vornämlich zwey Sachen, die man von den Alten lernen kann: Geschickt zu reden, und geziemend zu leben, indem man das Gute nachahmt, und das Schlimme vermeidet. Wenn man nun aber siehet, daß einer weder dieses noch jenes daraus gelernt hat, was anders hat er sich durch ihre Bücher angeschaft, als einen Aufenthalt für die Mäuse, Wohnungen für die Motten, und Gelegenheit seine Knechte zu prügeln, wenn sie dieselben nicht genugsam in Acht nehmen?

Wie? Würdest du es aber nicht für Schande halten, wenn jemand dich mit einem Buch in der Hand sähe, (so trift man dich aber wol immer an) und fragte; was für eines, ein oratorisches oder historisches oder poetisches, es wäre? Und du antwortest ihm zwar ganz fertig auf diese Frage, weil du den Titel des Buchs gelesen hättest; dieser aber sezte (wie gewöhnlich zu geschehen pflegt) das Gespräch fort, lobete oder tadelte etwas an dem Scribenten, und du verstummetest alsdann, und wüßtest nichts mehr zu sagen? würdest du nicht wünschen, daß sich die Erde unter dir aufthun möchte, da du so, wie Bellerophon den Brief, zu deinem eigenen Unglüke das Buch gebracht hättest.

Als Demetrius der Cyniker einst zu Corinth einen ungelehrten Menschen sah, der in einem sehr schönen Buche las, (es war, wenn ich nicht irre, das Trauerspiel des Euripides, die Bacchinen) und derselbe zu der Stelle kam, wo ein Bote das Schicksal des Pentheus, und was Agave gethan, erzählete, so nahm er ihm das Buch weg, zerriß es, und sagte: Es ist besser, daß Pentheus von mir einmal, als von dir zehnmal zerrissen

werde. Ich kann daher mit aller angewandten Mühe bis auf diese Stunde gar nicht verstehen, warum du mit so viel Fleiß und Eifer die Bücher kaufest. Denn daß du solches des Nutzens oder Gebrauchs wegen thust, wird wol niemand glauben, der dich nur ein wenig kennet; und es ist eben so viel, als wenn ein Kahlkopf sich einen Kamm, ein Blinder einen Spiegel, ein Tauber einen Pfeifer, ein Verschnittener eine Concubine, einer, der mitten auf dem festen Lande wohnt, sich ein Schiff, oder ein Steuermann einen Pflug anschafte. Vielleicht aber willst du dadurch deinen Reichthum spiegeln, und zeigen, du seyst im Stand einen Theil von deinem großen Vermögen auch auf unnütze Sachen zu verwenden. Indessen weiß ich (denn ich bin ebenfalls ein Syrer) daß du längst vor Hunger sterben und deine Bücher hättest verkaufen müssen, wenn du dich nicht durch List und Betrug in das Testament jenes alten Reichen selbst eingeschrieben hättest.

Es bleibt also wol nichts übrig, als daß du deswegen so viele Bücher kaufest, weil du den Lobeserhebungen deiner Schmeichler glaubest, welche dich nicht nur einen schönen liebenswürdigen Mann,

sondern auch einen solchen Redner und Geschichtkundigen nennen, der seines gleichen nicht habe, und diese Schmeicheleyen hiedurch wahr machen willst. Man sagt auch, daß du über der Mahlzeit Reden vorlesest, da sie denn schrien wie dürstende Laubfroschen, und nicht trinken ohne ein Geschrey zu erheben, daß sie bersten möchten. Ich kann auch in der That nicht sehen, daß es schwer seyn sollte, dich an der Nase herumzuführen, und alles glauben zu machen, da du ihnen sogar glaubtest, du sähest dem Kaiser gleich; so wie jener falsche Alexander, und jener falsche Philippus, der ein Gerwer war, und zu unserer Großväter Zeiten jener falsche Nero, und andere noch mehr, die sich so unter falsche Namen versteckt hatten.

Was ist es also Wunder, daß du, thörichter und nngelehrter Mensch, auch auf den Einfall gerathen bist, mit rückwärts gebogenem Kopfe auszugehen, und den Gang, die Stellung und Mine dessen nachzuahmen, dem du gern ähnlich seyn wolltest, da selbst von Pyrrhus dem Könige zu Epirus, einem sonst vortrefflichen Mann, erzählet wird, die Schmeichler hätten ihm seine Einbildungskraft so verdorben, daß er geglaubt, er sähe dem Alexander

gleich, obschon zwischen beyden ein himmelweiter Unterschied war: denn ich habe des Pyrrhus Bildniß auch gesehen. Dessen ungeachtet glaubte er, er stellte genau den Alexander vor. Doch ich beschimpfe den Pyrrhus, da ich dich hierüber mit ihm vergleiche. Was aber folget, mag sich nicht übel für dich schicken. Nachdem nämlich Pyrrhus sich dieses in den Kopf gesetzt hatte, und von sich selbst so glaubte, war niemand, der seiner Meynung widersprach und nicht eben dasselbe behauptete; bis endlich ein fremdes altes Weib von Larissa ihm die Wahrheit sagte, und diese Grille benahm. Pyrrhus zeigte ihr die Bildnisse des Philippus, Perdikkas, Alexanders, Cassanders, und anderer Könige, und fragte sie: Welchem er ähnlich sähe? in voller Erwartung, sie würde sagen: Dem Alexander! Nachdem sie sich aber lange besonnen hatte, sprach sie: Dem Koche Batrachion! Es war nämlich zu Larissa ein Koch dieses Namens, der dem Pyrrhus ähnlich sah.

Welchem du nun von den Weichlingen ähnlich sehest, die mit den Tänzern Schande treiben, will ich eben nicht sagen. So viel aber weiß ich gewiß, daß dich jedermann für einen verrückten Kopf hält,

daß

daß du dem Kaiser ähnlich seyn willst: Es ist daher auch nicht Wunder, daß du, der sich selbst so wenig kennet, den Gelehrten gleich seyn willst, und denen glaubst, die dich der Gelehrsamkeit wegen loben. Doch was mach' ich lang so viel Worte, da die Ursache am Tage liegt, warum du dir so viele Bücher anschaffest, obschon ich sie bisher nicht einsehen konnte? Gewiß nämlich bildest du dir ein, auf einen sehr weisen Einfall gerathen zu seyn, und machst dir große Hoffnung, weil der Kaiser ein weiser Mann und Liebhaber gelehrter Leute ist, du werdest, wenn er von dir hören wird, wie du eine Menge Bücher kaufest, in kurzem alles von ihm erlangen, was du nur wünschest.

Aber höre, du schändlicher Mensch! Meynst du, der Kaiser sey eine solche Schlafmütze, daß er, wenn er dieses hört, nicht auch zugleich wissen werde, was du den Tag über thust; was für Schmausereyen du besuchst; wie und mit was für Leuten du die Nächte zubringest? Weist du nicht, daß große Herren viele Ohren und Augen haben? Deine Aufführung aber ist so bekannt, daß auch Blinde und Taube sie wissen. Oder meynst du nicht, daß die Schandthaten, welche du zu Nacht

begehest, gleich offenbar werden müssen, wenn du nur den Mund aufthust, oder im Bade dich ausziehst, oder auch nur deine Knechte sich ausziehen? Wie, wenn euer Sophist Bassus, oder der Flötenspieler Babalus, oder der Sybaritische Weichling Hemitheon, der euch gelehrt hat, wie ihr euch in allen Wollüsten wälzen sollet, ich sage, wenn einer von diesen in der Löwenhaut und mit der Keule herumziehen würde, glaubst du wol, daß die Leute ihn für den Hercules halten würden? Ich meyne es nicht, wenn sie auch blinder wären als die Maulwürfe. Denn es wären wol tausend Dinge, die diesem Aufzug widersprächen: Der Gang, der Blick, die Stimme, der krumme Hals, das Bleyweiß, der Mastix und das Roth, womit ihr euch schminket. Kurz, es bleibt wol ein wahres Sprüchwort, daß man eher fünf Elephanten unter dem Arme verbergen könnte als einen einzigen Wollüstling. Deckte mithin die Löwenhaut einen solchen nicht, wie willst du hinter einem Buche verborgen bleiben? Dieses ist unmöglich; denn deine andere Kennzeichen verrathen und entdecken dich gewiß.

Und überhaupt dünkt mich, du wissest nicht, daß man sich gute Hoffnungen nicht bey den Buchhändlern, sondern in sich selbst und in seiner täglichen Lebensart suchen müsse: Oder glaubst du vielleicht, daß die Bücherabschreiber, Attikus und Callinus, sich deiner annehmen und für dich Zeugniß ablegen werden? Nimmermehr: Vielmehr werden dich diese Leute unbarmherziger Weise zu grunde richten, und, wenn es so verhängt ist, in die äußerste Armuth bringen: Du thätest also noch itzt, wenn du klug seyn willst, viel besser, wenn du deine Bücher irgend einem Gelehrten verkauftest, und auch das Haus, welches du neulich gebauet hast, damit du wenigstens einen Theil deiner großen Schulden bezahlen möchtest, welche die Sklavenhändler an dich zu fodern haben.

Das sind nämlich deine zwo großen Leidenschaften: Kostbare Bücher zu besitzen, und Sklaven zu kaufen, die bereits stark und mehr als Jünglinge sind. Denn auf beides bist du nicht wenig erpicht. Es ist aber wol nicht möglich, daß ein Mann, der nicht ungemein reich ist, für beydes genug Geld habe. Bedenke also, daß es um einen guten Rath eine köstliche Sache ist: Ich rathe dir nämlich,

daß du, was sich für dich gar nicht schickt, fahren lassest, und nur deiner andern Krankheit wartest, und Sklaven für sie kaufest, damit du nicht, wenn diese dich etwa verliessen, genöthigt seyst dich Freyer zu bedienen, welchen du, wenn sie nicht Geld von dir bekämen, nicht leicht trauen dürftest, daß sie nicht alle die Schandthaten, welche ihr nach der Mahlzeit verübet, ausschwatzen und bekannt machen würden, dergleichen dein Junge neulich von dir erzählte, und die Zeichen davon vorwies. Es können mir auch diejenigen, welche damals es mit anhörten, Zeugniß geben, wie ungehalten ich deswegen über ihn worden, und ihn beynahe abgeprügelt hätte; so sehr war ich deinetwegen böse auf ihn: zumal da er sich auch noch auf andere Zeugen berief, die eben dasselbe erzähleten. Hiezu also heb dein Geld auf, und spare es, damit du dieser Leidenschaft zu Hause und ohne Gefahr genug thun mögest. Denn daß du es ganz unterlassest, wird dich wol niemand bereden mögen: Die Katze, sagt man im Sprüchworte, läßt das Mausen nicht.

Jenes aber, daß du keine Bücher mehr kaufest, ist nicht schwer: Du bist gelehrt genug, bist weise

genug, und kennest die Alterthümer alle aufs genaueste: Du verstehst die Historie, und kennest alle Regeln der Redekunst, das Schöne und Fehlerhafte, und was attisch ist, alles. Kurz, die Bucher haben dich zu einem vollkommen weisen und gelehrten Mann gemacht. Denn was hinderts, daß nicht auch ich dir den Fuchsschwanz streiche, da du dich so gern betrügen läßst?

Ich möchte aber, da du so viele Bücher hast, doch gerne wissen, welche du vorzüglich lesest? den Plato, den Antisthenes, den Antilochus, den Hipponaktes? Oder lassest du diese stehen, und liesest vielleicht lieber die Redner? Wie, hast du auch die Rede des Aeschines wider den Timarchus gelesen? Oder ist dir von alle diesem nichts unbekannt? Hast auch den Aristophanes und Eupoles inne, und sein Schauspiel Baptä betitelt, ganz gelesen? Wie, und der Poet hat dich nirgend getroffen, und du schämtest dich nicht, da du es lasest? Man möchte sich also wol wundern? mit was für Gesinnungen du in den Büchern liesest, mit was für Händen du sie durchblätterst, und zu welcher Zeit? Bey Tage? Dieses hat noch niemand gesehen. Zu Nacht? Wenn aber? Wenn du mit deinen sau-

dern Gesellen dich schön lustig machest? Oder zuvor und ehe es noch dunkel wird: Gewiß dörftest du es alsdann nicht mehr.

Gib darum die Bücher auf, und bleib bey deiner andern Lebensart; wiewol du auch diese aufgeben, und dich vor der Phädra des Euripides scheuen solltest, welche ungehalten auf die Laster der Weiber spricht, daß sie die Nacht nicht scheuen, die alles weiß, noch fürchten, daß die Wände der Häuser es sagen, was sie thnn. Wenn du aber durchaus deine ganze Krankheit behalten willst, wolan, so geh und kauf immer Bücher; schließ sie aber ein, und nimm mit der Ehre vorlieb, daß du sie besitzest: Schon dieses ist genug für dich. Nur rühr sie nicht an, lies sie nicht, und nimm die Reden und Gedichte der alten Scribenten wol nie in den Mund; denn sie haben dir doch nie etwas Leids gethan. Doch meine Vorstellungen werden wol umsonst seyn, und ich werde mich nach dem Sprüchworte bemühet haben, einen Mohren weiß zu waschen. Denn du wirst wol immer Bücher kaufen und keinen Nutzen davon ziehen, und von den Gelehrten ausgelachet werden, welche nicht darauf sehen, daß die Bücher schön

und kostbar seyn, sondern den Werth in den Styl und Innhalt derselben setzen.

Du hingegen suchest deine Unwissenheit zu heilen und zu verbergen durch diesen äußern Schein, und die Leute durch die Menge deiner Bücher in Erstaunen zu setzen, und weist nicht, daß ungeschickte Aerzte eben so thun. Sie haben helfenbeinern und mit Silber eingelegte Büchsen und vergöldete Lanzeten; wenn sie sich aber ihrer bedienen sollten, wissen sie nicht damit umzugehen: Da hingegen einer, der die Kunst gelernt hat, nur eine schlechte verrostete, dabey aber scharfe, Lanzete hervorlangt, und die Krankheit des Patienten damit hebt. Oder, damit ich deine Sache mit noch etwas lächerlicherm vergleiche, so betrachte nur einmal die Barbierer: Du wirst finden, daß die geschicktesten in ihrer Kunst nur ein Scheermesser, eine Scheere, und einen mäßigen Spiegel haben, die ungeschickten aber eine Menge Scheeren und große Spiegel vorlegen, dessen ungeachtet man aber doch merkt, daß sie nichts verstehen: Es begegnet ihnen darum auch höchst lächerlich, daß die Leute sich etwa bey ihren Nachbarn scheeren lassen, und hernach vor ihre großen Spiegel

kommen, wo sie sich die Haare in Ordnung richten.

Eben so könntest auch du deine Bücher wenigstens einem andern leihen, der dich darum bäte: Denn selbst kannst du sie nicht gebrauchen. Allein auch dieses hast du wol niemal gethan; sondern du machst es wie der Hund auf dem Heuschober, der nichts davon frißt, und auch das Pferde nichts davon fressen läßt. So viel nun über deine Büchersucht. Von deinen andern Schandthaten sollst du ein andermal das mehrere hören.

Der Schmarotzer, oder daß das Schmarotzen eine Kunst sey.

Tychiades.

Wie kömmt es wol, Simo, daß, da sonst jedermann, Frey oder Sklave, eine Kunst gelernt hat, wodurch er sich und andern nützlich wird, du allein keine Beschäftigung hast, die dir oder andern Menschen Nutzen brächte?

Simo. Ich verstehe dich nicht recht, Tychiades! Du magst also deutlicher fragen.

Tych. Verstehst du irgend eine Kunst, Simo? Zum Exempel die Musik?

Sim. Nein, beym Jupiter!

Tych. Die Medicin?

Sim. Auch diese nicht.

Tych. Die Geometrie?

Sim. Ganz und gar nicht.

Tych. Aber die Rhetorik vielleicht? Denn von der Philosophie bist du wol so weit entfernt als die Bosheit.

Sim. Ha, noch viel weiter, Tychiades, wenn es möglich wäre. Glaube aber nicht, daß du mir etwas sagest, das ich nicht wisse; denn ich behaupte selbst, daß ich in dieser Absicht ein böser Mann, und noch viel schlimmer bin, als du dir einbildest.

Tych. Nu, das mag immer seyn: Diese Künste aber hast du vielleicht nicht gelernt, weil sie schwer sind, und nicht wenig dazu erfordert wird. Verstehst du aber vielleicht eine gemeinere Kunst, und bist etwa ein Zimmermann, oder ein Schuster? Denn deine Sachen stehen doch nicht so, daß du auch einer solchen nicht bedürftest.

Sim. Sehr wohl, Tychiades: Aber auch von diesen gemeinen verstehe ich keine einzige.

Tych. Was für eine denn sonst?

Sim. Was für eine? Eine ganz vortreffliche, wie mich dünkt, die du gewiß auch loben würdest, wenn du sie kenntest. Diese treibe ich auch wirklich, obschon ich sie dir nicht nennen kann.

Tych. Welche denn?

Sim. Ich habe sie noch nicht so ausstudiert, daß ich ihre Vortrefflichkeit mit Worten ausstreichen könnte: Genug also, daß du für einmal weist, daß ich eine Kunst verstehe, und nicht deswegen in der Noth bin, weil mirs daran mangeln sollte. Was für eine aber, das sollst du ein andermal vernehmen.

Tych. Dieser Aufschub macht mir Mühe.

Sim. Es würde dir aber vielleicht seltsam vorkommen, wenn du sie nennen hörtest.

Tych. Destomehr verlangt mich darnach.

Sim. Ein andermal, Tychiades.

Tych. Nein, sag mirs doch itzt, Simo: Es sey denn, du schämest dich derselben.

Sim. Die Kunst, zu schmarotzen.

Tych. Götter! Wer wird wol dieses eine Kunst heissen, wenn er nicht unsinnig ist?

Sim. Ich, Tychiades! Und wenn du mich deswegen für unsinnig hältst, so suche den Grund, daß ich keine andre Kunst gelernt habe, ebenfalls in dieser Unsinnigkeit, und mache mir kein Verbrechen aus derselben; denn man sagt, daß diese Göttin diejenigen, welche sie heimsucht, ihre Hand zwar schwer fühlen lasse, ihre Fehler aber entschuldige, und wie ein Lehrmeister oder Kinderwärter die Ursache davon auf sich nehme.

Tych. Wie? Die Schmarotzerey ist also eine Kunst, Simo?

Sim. Ja, und ich bin der Stifter derselben.

Tych. Du also ein Schmarotzer?

Sim. Du willst mich beschimpfen.

Tych. Aber du erröthest doch nicht, da du dich selbst so heissest?

Sim. Keineswegs: und ich schämete mich, wenn ich nicht sagen sollte, daß ich ein solcher wäre.

Tych. Also, wenn wir dich jemandem, der dich nicht kennet, und gern wissen möchte, wer du bist, kennbar machen wollen, so müssen wir sagen: Das ist Simo, der Schmarotzer!

Sim. Allerdings. Und noch viel mehr, als daß

ihr den Phidias kennbar zu machen saget: Phidias, der Bildhauer. Denn ich bin auf die Kunst nicht weniger stolz, als Phidias auf seinen Jupiter.

Tych. Es macht mich aber sehr lachen, wenn ich denke, daß wir also nach Gewohnheit auch —

Sim. Was denn?

Tych. Daß wir auch oben in den Briefen setzen sollen: Simo, dem Schmarotzer!

Sim. Das wird mir aber viel besser gefallen, als wenn es etwan heißt: Dion dem Philosophen!

Tych. Nu, darum bekümmere ich mich wenig oder nichts, wie du gern heissest. Laßt uns aber auch die übrigen Ungereimtheiten bey der Sache erwägen.

Sim. Welche?

Tych. Wir sollen also auch diese mit unter die übrigen Künste zählen; und wenn jemand fragt, was für eine Kunst dieß oder jenes sey, antworten: Es ist z. Ex. die Grammatik, die Medicin, die Schmarotzerey.

Sim. Allerdings. Und ich behaupte, Tychiades, daß diese letztere den Namen der Kunst mit viel mehrerm Recht trage als irgend eine andre, und will dirs

beweisen, wenn du gerne willst, obschon ich, wie gedacht, mich gar nicht dazu gerüstet habe.

Tych. Sage nur immer, gerüstet oder ungerüstet. Der Wahrheit wird daran nichts gelegen seyn.

Sim. Wohlan, so laßt uns (wenn es dir gefällt) zuerst sehen, was die Kunst überhaupt sey? Denn so werden wir auch auf jede Kunst insbesondere kommen, nachdem wir recht verstehen, was jene ist.

Tych. Nu, was ist denn die Kunst überhaupt? Du weist es sonder Zweifel.

Sim. Allerdings.

Tych. So zaudere nicht lange es zu sagen, wenn du es weist.

Sim. Die Kunst, wie ich von einem Philosophen gehört zu haben mich erinnere, besteht in einem Systema von Begriffen, welche ausgeübt werden, einen gewissen im gemeinen Leben nützlichen Zweck zu erlangen.

Tych. Gut! Du sagst es gerade so wie er es sagte.

Sim. Nu, wenn bey der Schmarotzerey sich dieses alles findet, was wird sie anders als eine Kunst seyn?

Tych. Das ist sie unwidersprechlich, wenn es sich so verhält.

Sim. Laßt uns also das Schmarotzen gegen jedes dieser Stücke halten, und sehen, ob es damit übereinstimme, und nicht, wie geklekte Töpfe, wenn man daran schlägt, einen Klang von sich gebe, der den Ohren wehe thut. Es muß also die Kunst zu schmarotzen, wie jede andere, ein System von Begriffen seyn. Erstlich muß man sich umsehen, und jemanden zu wählen wissen, der im Stand ist uns Nahrung zu geben, und der, wenn er angefangen uns an die Tafel zu ziehen, sich es nicht wieder gereuen läßt; wozu eben nicht wenig erfodert wird: es sey denn, wir wollten sagen, daß der Wechsler zwar eine Kunst verstehe, da er ächte und falsche Münzen zu unterscheiden weiß, der Schmarotzer hingegen gute und schlimme Menschen ohne Kunst unterscheide; und zwar obschon diese nicht, wie die Münzen, gleich ins Auge fallen. Welches der weise Euripides eben beklagt, wenn er spricht:

„Es drückte die Natur dem Körper eines Menschen
Kein Merkmal auf, woran der Schlimme vor dem Guten
Zu unterscheiden ist.“

Also daß die Kunst zu schmarotzen auch von Natur größer ist, da sie so verborgene und dunkele Sachen noch besser weiß und entdeckt als die Wahrsagerkunst selbst. — Ist denn aber ein solcher Gastwirth ausfindig gemacht, wie, dünkt es dich nicht, Verstand und eine geübte Urtheilskraft zu erfodern, alsdann so zu reden und zu handeln, daß man von dem Patron als ein Hausgenosse angesehen werde, und sich seiner besten Gunst versichere?

Tych. Allerdings.

Sim. Und bey den Mahlzeiten selbst sich so zu verhalten wissen, daß man stets mehr bekömmt, als die andern, und besser gefällt, als die, welche die Kunst nicht verstehen: Glaubst du, daß dieses ohne eine gewisse Weisheit und Vernunft zugehe?

Tych. Nein.

Sim. Und die Tugenden und Untugenden der Speisen zu kennen, glaubst du, daß dieses bloß die Geschäftigkeit eines Mannes sey, der ohne Kunst ist? Zumal da selbst der vortreffliche Plato sagt: Ein Mann, der zu Gaste geht, und die Kochkunst nicht inne hat, wird von den aufgesetzten Gerichten ein schlechtes Urtheil fällen.

Daß aber die Kunst zu schmarotzen nicht aus Begriffen allein, sondern aus solchen Begriffen bestehe, die in Uebung erhalten werden müssen, kannst du leicht hieraus verstehen. Bey andern Künsten nämlich bleiben die Begriffe ganze Tage und Nächte, und Monate und oft ganze Jahre lang ungeübt, und dennoch verliert sich die Kunst bey denen, welche sie besitzen, nicht. Hingegen wenn die Begriffe eines Schmarotzers nicht täglich in Uebung sind, so geht, dünkt mich, nicht nur die Kunst, sondern auch der Künstler selbst zu grund. Was für Nutzen aber diese Kunst im gemeinen Leben schaffe, wäre wol thöricht zu fragen: denn ich einmal finde wol nichts ersprießlichers als zu essen und zu trinken, da man ohne solches nicht einmal leben kann.

Tych. Dem ist so.

Sim. Die Schmarotzerey ist aber auch nicht von der Art, wie die Schönheit oder die Stärke, daß sie mehr eine Gabe der Natur als eine Kunst zu seyn scheine.

Tych. Das ist wahr.

Sim. Auch ist sie nicht eine kunstlose Unwissenheit; denn diese thut niemals etwas, wie es seyn soll:

soll: Oder würdest du wol, wenn du bey einem Sturm auf dem Meer allein im Schiffe wärest, und das Steuer nicht zn regieren wüßtest, dich retten mögen?

Tych. Nein, so nicht.

Sim. Warum aber nicht? als nur, weil du die Kunst nicht verstündest, wodurch du, wenn du sie besässest, gerettet werden könntest

Tych. Allerdings.

Sim. Also würde auch dem Schmarotzer die Schmarotzerey nicht helfen, wenn sie Unwissenheit wäre.

Tych. Recht.

Sim. Folglich rettet die Kunst, nicht aber der Mangel derselben.

Tych. Allerdings.

Sim. Also ist die Schmarotzerey eine Kunst.

Tych. So scheint es.

Sim. Ich habe aber auch viele gute Steuermänner und Fuhrleute gekannt, die öfters von ihren Sitzen herunter geschmissen, theils übel beschädigt worden, theils gar zu Grund gegangen sind: dergleichen Schiffbruch hingegen niemand von einem Schmarotzer wird anzuführen wissen.

Wenn also die Schmarotzerey weder Unwissenheit noch eine Gabe der Natur, sondern ein System von Begriffen ist, die in beständiger Uebung sind, so bleibt für einmal unter uns ausgemacht, daß sie eine Kunst ist.

Tych. Ja, so viel ich aus dem Gesagten urtheilen kann. Es bleibt aber noch übrig, daß du uns auch eine gute Erklärung von der Schmarotzerey gebest.

Sim. Sehr wohl, und es dünkt mich, sie werde richtig erklärt, wenn wir sagen: Die Schmarotzerey ist eine Kunst, welche sich mit Speis und Trank, und mit demjenigen abgiebt, was man dieser Dinge halber sagen soll. Ihr Zweck aber ist die Wollust.

Tych. Du hast sie, dünkt mich, vortrefflich definiert: nur magst du zusehen, daß du des Zweckes wegen mit gewissen Philosophen nicht Händel bekömmst.

Sim. Es ist aber genug, wenn die Schmarotzerey mit ihnen wenigstens die Glückseligkeit zum Zwecke hat. Dieses aber wird hieraus erhellen: Der weise Homer bewundert die Lebensart eines

Schmarotzers, welche er allein als glückselig und beneidenswürdig vorstellt, wenn er spricht:

„ Etwas bessers kann man im Leben zum Zwecke
nicht haben,
„ Als daß Freude das Herz des ganzen Volkes
durchströme,
„ Und bey vollen Tischen von Brod und Fleische,
der Diener
„ Aus der Kanne den Wein in den Bechern der
Gäste hoch auffüllt. „

Und, als ob er die Sache nicht genug bewundern könnte, erklärt er seine Meynung hierüber noch deutlicher, und spricht:

„ Dieses scheint mir das beste der Güter, so
Sterbliche haben. „

Und behauptet also, daß man die Glückseligkeit nicht anders als durch das Schmarotzen erlange. Diese Worte aber legt er auch nicht einem gemeinen Manne, sondern dem weisesten unter den Griechen in den Mund. Denn wenn Ulysses den Zweck der Stoiker hätte loben wollen, so hätte er gute Gelegenheit dazu gehabt, als er den Philoktet von Lemnus zur Armee brachte, oder Ilium verheerte, oder die flüchtigen Griechen zurückhielt, oder nach-

dem er sich selbst gegeisselt und in zerrissenen stoischen Kleidern in die Stadt hineinschliech. Allein, da sagt er wol nirgend, daß dieses der beste Zweck wäre. Ja, da er bey der Kalypso auch Epikurisch lebte, müßig sich gütlich that, und die Tochter des Atlas ihm zu Dienste war; kurz, da er thun konnte was er nur gerne wollte, so hieß er auch diese Lebensart nicht die beste, die man bezwecken könnte; sondern allein die Schmarotzerey: damals nämlich wurden die Schmarotzer Gäste genannt. Wie spricht er aber? Denn es lohnt sich der Mühe die Worte öfters anzuführen:

„An der Tafel die Gäste in Ordnung gelagert—

Und wiederum:

„Reichlich seyn die Tische mit Brod und Fleische versehen.„

Es ist auch ein unverschämter Diebstahl, den Epikur begeht, da er den Zweck der Schmarotzerey zum nämlichen Zwecke der Glückseligkeit macht, wie er sie versteht: Denn daß dieses eine Dieberey und dem Epikur wol nicht um die Wollust zu thun sey, magst du hieraus verstehen. Ich meinerseits setze die Wollust darinn: Erstlich, daß der Körper sich ohne alle Beschwerde und Ungelegenheit befinde

und demnach daß auch das Gemüth ruhig und ohne Leidenschaften sey. Beyde diese Stücke erlangt der Schmarotzer: Epikur hingegen weder das eine noch das andere. Denn wer sich mit der Untersuchung von der Figur der Erde, von den unendlichen Welten, von der Größe der Sonne, den Entfernungen der Weltkörper und den Elementen der Dinge abgiebt: Wer disputiert, ob die Götter seyn oder nicht, und über den Zweck selbst, den ein Weiser suchen soll, stets zankt und von andern abgeht, der wird nicht nur von innen, sondern auch von außen her beunruhigt: Da hingegen der Schmarotzer, welcher glaubt, daß alles recht und so sey, daß es nicht besser seyn könnte, mit der grösten Ruhe ißt, und wie Ulysses bey seiner Heimfahrt im Schiffe ausgestreckt schläft, und von alle diesem sich nicht anfechten läßt.

Nicht nur aber geht die Wollust den Epikur deswegen nicht an, sondern auch noch um anderer Gründe willen. Denn dieser weise Epikur, wer er sey, hat entweder zu essen oder nicht. Hat er solches nicht, so kann er nicht nur nicht niedlich, sondern wol gar nicht leben. Hat er es aber, so hat er's entweder von sich oder von einem andern.

Hat er es von einem andern, so ist er ein Schmarotzer, und nicht, wie er vorgiebt, ein Philosoph. Hat ers aber von sich, so kann er nicht ohne Verdruß leben.

Tych. Warum nicht?

Sim. Weil, wenn er die Nahrungsmittel von sich hat, seine Lebensart mit vielen Ungemächlichkeiten verbunden ist: Oder muß nicht der, welcher ein glückseliges Leben führen will, alle seine Begierden sättigen können? Was sagst du hiezu?

Tych. Ich bin deiner Meynung.

Sim. Ein Reicher kann es also vielleicht: wer aber wenig oder nichts hat, dem ist solches unmöglich; also daß der Arme nicht weise werden, noch den Zweck (die Wollust nämlich) erreichen kann. Aber auch der Reiche, der den Begierden von seinen Gütern noch so viel aufopfert, kann den Zweck nicht erhalten. Warum? Darum, weil der so seine eigene Güter verzehrt nothwendig in tausenderley Verdrießlichkeiten gerathen muß. — Denn bald muß er den Koch ausfilzen, der die Speisen nicht gut zurüstet, oder schlecht essen und die Wollust entbehren; bald mit dem Schaffner sich zanken, der übel haushält, u. s. f. Oder ist ihm nicht also?

Tych. So dünkt mich, beym Jupiter, ebenfalls!

Sim. Das alles kann mithin dem Epikur begegnen: und in keinem Fall wird er den Zweck erreichen. Der Schmarotzer hingegen hat weder einen Koch, mit dem er sich zanken, noch Felder, noch Schaffner noch Gelder, über deren Verlust er klagen könnte; und hat doch alles: ißt und trinkt, und nichts dergleichen beunruhigt ihn, wie jenen.

Aus alle diesem ist also klar, daß die Schmarotzerey eine Kunst ist. Nun ist noch übrig zu zeigen, daß sie auch die vornehmste ist; und dieses zwar nicht nur an und für sich selbst, sondern auch in Vergleichung mit allen übrigen Künsten insgemein, und hernach mit einer jeden insbesondere. Insgemein also übertrift sie die andern alle: Denn bey jeder andern muß man Fleiß anwenden, und ihre Erlernung ist mit Mühe, Furcht und Schlägen verbunden; Sachen, die jedermann verwünscht: Diese allein hingegen kann man, dünkt mich, ohne Mühe und Arbeit lernen. Denn wer ist jemals von einer Mahlzeit mit weinenden Augen nach Hause gekehrt, wie viele Jungen von ihren Lehrmeistern? Oder wer ist jemals mit einem

traurigen Gesichte zu Gaste gegangen, wie viele in die Schule gehen? Der Schmarotzer kömmt freywillig zur Mahlzeit, und ist auf seine Kunst erpicht; da hingegen die, so andere Künste lernen, einen Unwillen dagegen haben. Wobey auch dieses nicht zu vergessen ist, daß Väter und Mütter die Kinder, die in einer Kunst zunehmen, meistens mit solchen Dingen beschenken, welche sie den Schmarotzern täglich geben. „Der Knabe (sagen „sie) hat eine recht schöne Schrift gemacht: Ge„bet ihm zu essen! — Er hat nicht gut geschrie„ben: Man gebe ihm nichts! „ Die Sache ist mithin wichtig in Absicht auf die Belohnung sowol als auf die Strafe.

Bey andern Künsten folgt die Belohnung, und daß man die Früchte derselben mit Lust genießt, erst nachdem man sie gelernt hat. Der Weg dazu ist lang und steil. Die Kunst zu schmarotzen hingegen giebt sich gleich anfangs, derweil man sie lernt, zu geniessen: Anfang und End ist bey ihr mit Einmal. Alle andere Künste sind in der Absicht entstanden Nahrung zu erwerben; der Schmarotzer hat solche gleich, da er anfängt die Kunst zu üben. Der Ackermann baut das Feld nicht,

und der Zimmermann das Haus nicht, damit er baue; der Schmarotzer aber sucht nie etwas anders: Sein Werk, und der Zweck, warum er es verrichtet, ist Eines und eben dasselbe.

Aber auch das weiß jedermann, daß andere Professionisten sich die ganze Zeit mit Arbeit ermüden, und des Monats nur einen oder zween Feyertage haben; die Städte aber ihre theils jährliche, theils monatliche Festtage feyern, da sie, heißt es, sich dann ergötzen. Dem Schmarotzer hingegen sind alle dreyßig Tage des Monats Feyertage. Denn alle dünken ihn den Göttern heilig.

Ferner dörfen die, so in andern Künsten etwas rechtes thun wollen, gleich den Patienten, nicht viel Speis und Trank zu sich nehmen; denn wer den Wanst voll hat, wird nicht sonderlich mit Lust arbeiten. Bey andern Künsten läßt sich nichts ohne Werkzeuge thun: Ohne die Flöte kann man nicht auf der Flöte, und ohne die Leyer nicht auf der Leyer spielen: Wer reiten will, muß ein Pferd haben, u. s. f. Die Kunst zu schmarotzen hingegen ist so bequem und so gar nicht beschwerlich, daß man sich ihrer ohne alle Instrumente bedienen kann. Jene zu lernen giebt man Lohn, bey dieser

empfängt man. Für andere Künste hat man Lehrmeister, für diese nicht; denn sie ist (wie Socrates von der Poesie sprach) ein Geschenk der Götter. Und auch dieses verdient bemerkt zu werden, daß man andre Künste auf Reisen zu Land und zur See nicht treiben kann; wol aber diese, man mag auf der Straße oder zu Schiffe seyn.

Tych. In der That.

Sim. Auch scheinen die andern Künste nach dieser gelüstig zu seyn: Sie hingegen nach keiner derselben.

Tych. Wie aber: Wer einem andern das Seine nimmt, begeht er nicht eine Ungerechtigkeit?

Sim. Allerdings.

Tych. Wie kömmt es aber immer, daß ein Schmarotzer, der nimmt, was nicht sein ist, doch nicht Unrecht thut?

Sim. Das kann ich nicht sagen — Noch mehr. Andere Künste haben nur schlechte und niedrige Anfänge: Der Ursprung hingegen der Kunst zu schmarotzen ist überaus edel; denn du wirst finden, daß das so gewöhnliche Wort Freundschaft nichts anders ist, als die Schmarotzerey in ihren Anfängen.

Tych. Wie so?

Sim. Niemand wird einen feindseligen oder einen unbekannten Menschen zu Gaste bitten; und selbst nicht einen solchen, den er nur so obenhin kennt: sondern wer zur Tafel und zu den Geheimnissen dieser Kunst gezogen werden soll, muß, dünkt mich, zuerst ein ganz besonderer Freund des andern werden. Daher ich auch vielmal sagen gehört: Was für ein Freund sollte dieser oder jener seyn, der niemals mit uns gegessen noch getrunken hat? Und auch daraus erhellet der Vorzug dieser Kunst vor allen andern, daß die letztern nicht nur mit viel Mühe und Schweiß, sondern auch stehend und sitzend ins Werk gesetzt werden; der Schmarotzer hingegen treibt seine Kunst auf einem Polster wie ein König gelagert. Und was soll ich auch lange noch viel Worte von der Glückseligkeit des Schmarotzers machen, da er, wie der weise Homer spricht, weder pflanzt noch pflüget, und dennoch ohne gepflanzt noch gepflügt zu haben alles einerndtet? Endlich hindert auch nichts, daß einer ein Redner oder Feldmesser, oder ein Schmied u. s. f. sey, obschon er dabey ein böser Mann oder ein Thor ist. Schmarotzen aber kann keiner der ein Narr oder ein böser Mensch ist.

Tych. Ha, welche vortreffliche Schilderung machst du uns nicht von der Kunst zu schmarotzen! Bald käme die Lust mich auch an, statt dessen, was ich itzt bin, ein Schmarotzer zu werden.

Sim. Ich habe also, dünkt mich, bewiesen, daß die Kunst zu schmarotzen die andern alle insgemein weit übertreffe. Laßt uns nun sehen, wie sie auch vortrefflicher ist, als jede andere insbesondere. Es wäre aber thöricht, sie mit den Handwerken zu vergleichen, welches ihr mehr zur Schande als zur Ehre gereichte: Vielmehr müssen wir zeigen, daß sie selbst die schönsten und vornehmsten Künste übertrift. Nun ist bekannt, daß die Redekunst und die Philosophie für solche gehalten, und wegen ihrer Vortrefflichkeit von einigen auch Wissenschaften genannt werden. Wenn ich also zeige, daß die Kunst zu schmarotzen selbst diese weit übertreffe, so wird ausgemacht seyn, daß sie auch den übrigen eben so sehr vorzuziehen sey, als Nausicaa den Dienstmädchen.

Sie übertrift aber eben diese beyde, die Rhetorik nämlich und die Philosophie, erstlich in Ansehung ihrer bestimmten Wirklichkeit: denn sie ist etwas ganz bestimmtes, die andern hingegen nicht.

So halten wir die Rhetorik nicht alle für Eines und eben dasselbe; sondern einige für eine Kunst, andere für etwas kunstloses, andere für eine schlimme Kunst, und andere für noch etwas anders. Dieselbe Bewandtniß hat es auch mit der Philosophie. Denn anders dünkt den Epikur von derselben, anders den Stoiker, anders den Akademiker, und anders den Peripatetiker. Kurz, jeder hält die Philosophie für etwas anders; also daß sie bis auf den heutigen Tag noch weder einen bestimmten Begriff davon haben, noch ihre Kunst Eines und dasselbe ist: Daher man sich mit lauter Muthmassungen abgeben muß. Ich behaupte aber, daß was nicht einen festen Begriff zum Fundament hat, auch keine Kunst sey. So ist die Arithmetik sich immer gleich, indem zweymal zwey bey uns und den Persern viere sind, und Griechen und Ausländer darinn übereinstimmen: Hingegen sehen wir viele und verschiedene Philosophien, die weder in den Grundsäzen noch im Zwecke übereinkommen.

Tych. Es ist so. Sie sagen zwar, daß nur Eine Philosophie sey; machen aber selbst viele Philosophien.

Sim. Wenn auch in Ansehung der andern Künste

wirklich etwas wäre, worüber man nicht übereinstimmte, und jemand für sie das Wort redete, weil sie zweifelhafter Natur, und ihre Begriffe nicht unveränderlich wären, so dürfte man einen solchen wol billig anhören. Wer kann es aber ausstehen, daß die Philosophie, ein Lehrbegriff nothwendiger Wahrheiten, nicht Eines seyn, und mit sich selbst nicht besser übereinstimmen sollen als disharmonierende musikalische Instrumente? Nun ist sie aber nicht Eines; denn man siehet, daß sie unbestimmt ist. Viele Philosophien aber kann es nicht geben, weil die Philosophie nur Eines und dasselbe ist.

Und eben dieses läßt sich auch von der Rhetorik sagen: Denn daß über denselben Gegenstand nicht alle das gleiche sagen, sondern ganz verschiedener Meynung sind, ist wol der stärkste Beweis, daß auch das nicht sey, wovon man nicht Einen und denselben Begriff hat. Denn immer suchen, welches von so verschiedenen Dingen das sey; und niemals übereinkommen, daß es in diesem oder jenem bestehe, hebt das wirkliche Daseyn dessen, was man sucht, auf. So aber ists mit der Kunst zu schmarotzen nicht beschaffen; sondern bey Griechen und Ausländern ist sie Eines, beschäftigt sich

mit denselben Dingen, und thut es auf Eine und dieselbe Weise. Denn niemand wird sagen, daß einige so, und andere anders schmarotzen, noch giebt es Schmarotzer von verschiedenen Sekten; sondern alle bekennen sich zu denselben Grundsätzen, und stimmen in Zwecke und Handlung überein; dergestalt, daß die Kunst zu schmarotzen in Ansehung dessen, dünkt mich, selbst den Namen der Weisheit verdiente.

Tych. So viel mag hievon genug seyn. Wie beweisest du aber, daß deine Kunst vor der Philosophie auch noch sonst den Vorzug habe?

Sim. Zu diesem Ende muß ich zu allererst sagen, daß kein Schmarotzer jemals in die Philosophie verliebt ward, da man hingegen von sehr vielen Philosophen lieset, die nach dem Genuß der Schmarotzerey geschmachtet, und bis auf die itzige Stund darein verliebt sind.

Tych. Ey, was für Philosophen mögen das seyn, die der Schmarotzerey nachzogen?

Sim. Ha! Tychiades, du kennst sie so gut, und thust, als ob ich sie nicht ebenfalls kennen sollte; gleichsam als ob es ihnen Schande und nicht Ehre wäre!

Tych. Nein wahrlich: Ich kenne keine dergleichen, und zweifle sehr, daß du solche finden werdest.

Sim. Du must gewiß nie zugehört haben, wenn ihre Lebensbeschreibungen vorgelesen wurden; sonst wüßtest du sehr wol, welche ich dir nennen könnte.

Tych. Ich will doch gerne hören, wer sie sind.

Sim. Nu, ich will dir sie nennen und aufzählen; und zwar eben nicht schlechte, sondern solche, die meines Bedünkens unter die vornehmsten gehören, und von denen du es wol am wenigsten vermuthest.

Aeschines z. Ex. Socrates Schüler, der jene langen und schönen Gespräche geschrieben, kam einst nach Sicilien, und hatte diese Gespräche mitgenommen, um durch dieselben, wo möglich, dem Dionysius bekannt zu werden. Er las den Miltiades vor, gefiel, und blieb von derselben Zeit an in Sicilien, wo er bey dem Tyrannen schmarotzte, und dem Umgange mit dem Socrates gute Nacht sagte. Und was hältst du vom Aristippus? War dieser nicht auch einer der berühmtesten Philosophen?

Tych. Allerdings.

Sim.

Sim. Aber auch Aristippus hielt sich um dieselbe Zeit zu Syracusen auf, und schmarotzte beym Dionysius: Ja er galt auch mehr bey ihm als alle andern Schmarotzer; denn er hatte ein besseres Geschick für die Kunst als die übrigen, sogar daß Dionysius täglich die Köche zu ihm schickte, damit sie von ihm lernen möchten. Auch dieser machte mithin der Kunst nicht wenig Ehre.

Aber auch Plato, der vortreffliche Plato selbst, kam in derselben Absicht nach Sicilien; doch verfehlte er des Zweckes, und schmarotzte bey dem Dionysius nur einige wenige Tage lang, weil er kein Geschick zu der Kunst hatte. Hierauf kam er nach Athen zurück, und schiffete sich, nachdem er sich aufs neue Mühe gegeben und geübt hatte, wieder nach Sicilien ein. Allein, auch itzt that er wegen seiner Ungeschicklichkeit nur wenige Tage Schmarotzerdienste bey dem Dionysius. Ein Unglück, das dem Plato in Sicilien widerfuhr, gleich der Niederlage des Nicias.

Tych. Wer giebt aber diese Nachricht?

Sim. Sehr viele Scribenten; und unter andern auch Aristoxenus, der von der Musik geschrieben, ein berühmter Mann, und der selbst des

Neleus Schmarotzer war. Daß auch Euripides als Schmarotzer dem Archelaus bis ans Ende gedient, und Anaxarchus dem Alexander, ist dir bekannt; Aristoteles hingegen hatte nur Anfänge in dieser Kunst, so wie in den übrigen allen.

Ich habe mithin gezeigt, daß die Philosophen, jeder wie er konnte, sich der Kunst zu schmarotzen beflissen; niemand wird mir hingegen einen Schmarotzer nennen können, der gern ein Philosoph hätte seyn wollen.

Nun wenn es eine Glückseligkeit ist, nicht zu hungern und nicht zu dursten, noch zu frieren, so besitzt diese auch niemand als der Schmarotzer; denn man findet eben gar viele Philosophen, die Hunger und Frost genug empfunden, keinen Schmarotzer aber, dem solches begegnet wäre; er müßte denn wirklich nicht ein Schmarotzer, sondern irgend ein unglücklicher Tropf oder Bettler, oder eine Art Philosophe gewesen seyn.

Tych. Genug hievon. Wie beweisest du aber, daß die Kunst zu schmarotzen die Rhetorik und die Philosophie auch noch sonst übertreffe?

Sim. Man lebt entweder zu Friedens, oder zu Kriegszeiten; und da muß jede Kunst sich zeigen,

und offenbar werden, was hinter denen steckt, die Profession davon machen. Nun laßt uns zuerst diese letztere betrachten, und sehen, was für Leute sowol sich selbst als dem gemeinen Wesen mehr Nutzen schaffen?

Tych. Nu, das wird eben nicht ein gemeiner Kampf seyn; und ich muß schon zum Voraus lachen, wenn ich mir vorstelle, was der Philosoph mit dem Schmarotzer verglichen, für eine Figur machen wird.

Sim. Damit du dich denn nicht allzusehr verwunderst, und die Sache eben nicht für auslachenswerth haltest, wohlan, so wollen wir uns seyn lassen, es werde angezeigt, die Feinde wären plötzlich eingefallen, und man müßte ausziehen und das Land nicht verheeren lassen: Der Heerführer befehle also, daß alle die, welche das gehörige Alter haben, sich zur Musterung einfinden sollten; und diesem zufolge kämen, nebst der übrigen Menge, auch einige Philosophen, Redner und Schmarotzer: Nun wollen wir sie erst auskleiden; denn die so bewaffnet werden sollen, müssen nothwendig zuerst ausgezogen werden. Beschaue sie mir itzt aber, und betrachte ihre Körper: Du wirst finden, daß

einige von Hunger und Mangel ganz ausgezehrt, blaß und voller Schrecken sind, als ob sie schon wirklich verwundet auf dem Schlachtfelde wären zurückgelassen worden. Wie aber? Wäre es nicht lächerlich, wenn man sagen wollte, daß Leute, wie diese, die der Hülfe bedörfen, im Felde stehen bleiben, den Anfall der Feinde, und Staub und Wunden aushalten möchten?

Betrachte mir itzt hingegen wie der Schmarotzer aussieht. Erstlich ist er wohl bey Leibe und von einer angenehmen Farbe; weder schwarz wie ein Sklave, noch weiß wie ein Weib. Ferner sitzt ihm der Muth im Gesichte; er hat ein paar funkelnde Augen, so wie wir, die etwas großes versprechen und von Vollblütigkeit zeugen; denn mit einem furchtsamen und weibischen Auge in den Streit ziehen, ist eben nicht schön: Ein solcher nun, dünkt mich, ist ein schöner Soldat, so lang er das Leben behält, und auch schön, wenn er im Felde schön stirbt.

Was braucht es aber lange solche Kennzeichen von Tapferkeit aufzusuchen, da wir die Sache selbst haben. Denn überhaupt haben die Redner und Philosophen niemals das Herz gehabt, sich

außer die Mauren hinaus zu wagen, und wenn einer auch gezwungen mit ausgezogen, so hat er desertiert, und ist davon gelaufen.

Tych. Das ist wunderbar und fast unglaublich.

Sim. Ich behaupte es aber dennoch: So ist von den Rednern Isokrates z. Ex. nicht nur nie zu Felde gezogen, sondern hat aus Furcht auch selbst den Redestuhl nie bestiegen; und eben diese wars, die ihm, meines Erachtens, auch die Stimme hinterhielt. Und Demades, Aeschines und Philokrates, verriethen diese aus Furcht, dem Philippus nicht die Stadt und sich selbst, sobald der Krieg gegen den Philippus angekündigt war, und blieben zu Athen, wo sie beständig zu seinem Vortheile redeten, und jeder andere Bürger, der diese Parthey ebenfalls hielte, sogleich ihr Freund war? Hyperides aber, Demosthenes und Lycurg, die so groß vor dem Volke sprachen, und in ihren Reden so viel Herzhaftigkeit logen: Was thaten die wirklich Tapferes im Kriege gegen ihn? Hyperides und Lycurg blieben zu Hause, und durften nicht einmal über die Stadtthore hinausgucken, sondern sassen, da sie nun wirklich belagert waren, eingeschlossen daheim, und gaben sich mit Projekten

und grillenfängerschen Rathschlägen ab. Und der Vornehmste unter ihnen, der ohne Aufhören vor dem Volke schrie: **Philippus, Macedoniens Pest, woher niemand nur einen Sklaven gern kaufen will!** wagte es zwar in Böotien auszuziehen, warf aber, noch ehe es zum Treffen kam, und die Truppen handgemein wurden, den Schild weg und floh davon. Wie! Du must dieses doch wol auch schon gehört haben, da es nicht nur zu Athen, sondern selbst in Thracien und Skythien, woher dieser Taugenicht abstammet (*), eine so bekannte Sache ist.

Tych. Recht, ich weiß dieses: allein das waren Redner; Leute, die nur geübt waren, viele Worte zu machen, nicht aber viel Tapferkeit zu beweisen. Was sagst du aber von den Philosophen? Denn gewiß wirst du diesen nicht eben dasselbe zur Last legen können.

Sim. Nun diese, Tychiades, werden als noch feigere Memmen und furchtsamere Gecken erscheinen als die Redner, obschon sie täglich von der Tapferkeit schwatzen, und das Wort **Tugend** immer im Munde führen. Laßt uns sehen: Erstlich

(*) Aeschines warf dem Demosthenes vor, daß er eine Ausländerin zur Mutter gehabt.

wird niemand einen Philosophen zu nennen wissen, der im Treffen umgekommen wäre. Denn entweder zogen diese Leute gar nicht ins Feld, oder wenn sie es thaten, liefen sie alle davon. Antisthenes z. Ex. Diogenes, Krates, Zeno, Plato, Aeschines, Aristoteles, und diese ganze Bande hat nur nie ein Schlachtfeld gesehen. Nur wagte es der einzige Socrates auszuziehen; floh aber vom Berge Parnethes bis auf den Kampfsplatz Taureas; denn es dünkte ihn viel politer daselbst mit jungen Knaben zu spielen, und ihnen sophistische Spitzfindigkeiten vorzuschwatzen, als wider spartanische Männer zu streiten.

Tych. Das, mein Freund, ich gestehe es, habe ich schon andere ebenfalls sagen gehört, die ihrer in Wahrheit weder spotten, noch sie schimpfen wollten: Daher mich nicht dünkt, daß du Unwahrheit gegen diese Männer redest, um deiner eigenen Kunst zu schmeicheln. Wohlan aber, sag mir itzt auch, wenn es dir nicht zuwider ist, wie der Schmarotzer im Kriege sich halte, und ob man irgend finde, daß es unter den Alten Schmarotzer gegeben habe?

Sim. Es ist doch niemand, wenn er sonst noch so ungelehrt wäre, der so gar nichts von dem Homer gehört, daß er nicht wissen sollte, daß seine grösten Helden Schmarotzer waren. Nestor z. Ex.

Dessen Lippen die Worte wie Honig herun-
tergeflossen,

war der Schmarotzer des Königs; und Agamemnon lobte und bewunderte selbst weder den Achilles, der von Gestalt und Gemüth so vortrefflich nicht nur schien, sondern auch wirklich war, noch den Diomedes, noch den Ajax so sehr wie den Nestor; denn er wünschte sich nicht weder zehn Ajacen noch zehn Achillen zu haben, wol aber sagt er, daß Troja längst erobert seyn würde, wenn er zehn solche Soldaten hätte, wie dieser Schmarotzer war, der doch ein hohes Alter hatte. So sagt Homer auch, daß Idomeneus, ein Abkömmling von Jupiter, Agamemnons Schmarotzer gewesen.

Tych. Nu, was er von diesen Männern sagt, ist mir nicht unbekannt: allein ich verstehe deswegen doch nicht, wie sie Agamemnons Schmarotzer gewesen seyn sollen.

Sim. Mein lieber Mann, erinnere dich nur der Verse, die Agamemnon selbst zu Idomeneus spricht.

Tych. Welcher?

Sim. Dieser:

„Immer steht ein voller Pokal vor dir so wie vor mir,

„Mit dem Tranke dein Herz zu erlaben, so oft dich gelüstet.

Er spricht aber hier von einem vollen Pokale, der stets vor ihm gestanden; nicht daß Idomeneus denselben stets, auch wenn er stritt und schlief, vor sich gehabt hätte, sondern weil er allein, so lang er lebte, die Erlaubniß hatte mit dem König zu speisen, und nicht wie die andern Krieger nur zu gewissen Tagen zu Gast gebeten wurde. Denn so heißt es von Ajax, nachdem er im Zweykampfe gegen den Hektor Ehre eingelegt hatte:

„Diesen führten die Griechen zu Agamemnon dem Edeln.

Daß er nämlich die Ehre hätte mit ihm zu speisen. Idomeneus hingegen und Nestor speisten täglich mit ihm, wie er selbst sagt. Und es dünkt mich, daß dieser Nestor die Kunst bey Königen zu schmarotzen vortrefflich verstanden haben muß, da er sie nicht bey Agamemnon zuerst, sondern schon vorhin auch beym Cäneus und Hepadius

getrieben, und wahrscheinlich bey Agamemnon zu schmarotzen auch nicht aufgehört hat, so lange dieser lebte.

Tych. Nu, das war in der That ein tapferer Schmarotzer. Kannst du mir aber auch noch andere solche nennen?

Sim. Wie, Tychiades! War denn Patroclus nicht auch bey dem Achilles Schmarotzer? Ein Mann, der wiederum gewiß keinem andern Griechen weder an Geist noch Körper wich, obschon er noch jung war; ja der, meines Bedünkens, in Betrachtung seiner Thaten nicht geringer war als Achilles selbst. Denn er wars, der den ins Lager einbrechenden und schon innerhalb bey den Schiffen streitenden Hektor hinaustrieb, und das schon brennende Schiff des Protesilaus auslöschte, obschon andre eben auch nicht feige Männer, Ajax Telamons Sohn, und Teucer sich darauf befanden; jener ein tapferer Soldat, und dieser ein vortrefflicher Bogenschütz. Auch erschlug dieser Schmarotzer Achills eine Menge Barbaren, und unter denselben Sarpedon Jupiters Sohn, und starb auch nicht wie die andern. Den Hektor erlegete Achill, einzel den einzeln, und Paris den Achill: den Schmarotzer

aber ein Gott und zween Menschen. Und da er starb, ließ er auch nicht solche Reden von sich hören, wie Hektor, der den Achilles auf den Knien flehentlich bat, er möchte seinen todten Leichnam den Seinigen abfolgen lassen; sondern solche, die einem Schmarotzer geziemen.

Tych. Was für welche denn?

Sim. Diese.

„ Hätten an mir dergleichen auch zwanzig die Kräfte versuchet,
„ Alle wären des Todes von meiner Lanze bezwungen. „

Tych. Sehr wohl: Aber ich möchte gerne wissen, ob Patroclus ein Schmarotzer, und nicht vielmehr ein Freund gewesen?

Sim. Nu, Patroclus soll es dir selbst sagen, daß er ein Schmarotzer gewesen.

Tych. Das wäre wunderbar.

Sim. So höre also seine eigendsten Worte. Er spricht:

„ Gönne meinen Gebeinen die Ruhe nicht fern von den deinen,
„ Sondern laß sie im Grabe beysammen sich finden, Achilles,

„ Wie wir beysammen die Speis in deinem
Hause genossen. „

Und wiederum als er verschwand:

„ Da nahm Peleus mich auf, er nährte mich
fleißig und nannte

„ Mich deinen Diener —

D. i. deinen Schmarotzer. Wenn er Freund hätte sagen wollen, so hätte er ihn nicht Diener genannt: denn Patroclus war frey. Was für welche konnte er also Diener nennen, als solche, die weder Sklaven noch Freunde waren? die Schmarotzer mithin. In welchem Verstand der Poet auch den Meriones des Idomeneus Diener nennt, weil damals, wenn ich nicht irre, die Schmarotzer diesen Namen trugen. Bemerke aber auch noch, wie der Dichter in dieser Stelle den Idomeneus, obschon er Jupiters Sohn war, nicht würdigt den Marsähnlichen, wol aber den Meriones, Schmarotzer zu nennen.

Ferner: War nicht auch Aristogiton, ein gemeiner und armer Mann, wie Thucydides berichtet, Schmarotzer bey dem Harmodius, und sogar sein Liebhaber? Denn es ist ganz natürlich, daß Schmarotzer die, welche ihnen Unterhalt geben,

auch lieb gewinnen. Dieser nun, der ebenfalls ein Schmarotzer war, setzte die von den Tyrannen unterdrückte Stadt Athen wiederum in Freyheit, und seine Bildsäule von Erzt stehet itzt auf dem Markte neben der Statue seines Lieblings. Diese vortrefflichen Männer waren also bey alle diesem Schmarotzer.

Wie meynst du nun aber, daß der Schmarotzer im Kriege sich bezeigen werde? Erstlich wird er gewiß gut gefuttert ausziehen; wie auch Ulysses es haben will, der es durchaus nicht geschehen ließ, daß einer in den Streit gieng, ohne ihn vorher gut bewirthet zu haben, sollte man auch des Morgens frühe das Treffen liefern müssen. Da denn der Schmarotzer, indessen daß andere Soldaten voll Furcht, einer den Helm sich feste bindet, ein anderer den Panzer anziehet, ein dritter das Schreckliche des Krieges überdenkt und zittert, mit heiterm Gesichte speist: Nachdem man dann aber ausgezogen, streitet er gleich unter den vordersten, indessen daß sein Patron hinter ihm postiert ist, den er, wie Ajax den Teucer, mit dem Schilde deckt, und indem er sich selbst bloß giebt, ihn schützet: denn er will lieber denselben als sich selbst retten.

Kömmt denn aber der Schmarotzer im Treffen auch wirklich um, so hat sich gewiß weder Officier noch Mitsoldat seiner zu schämen, da er auch todt so groß von Körper ist, und so schön wie an der Tafel daliegt; also daß sichs wirklich der Mühe lohnt den todten Körper eines Philosophen neben ihm liegen zu sehen, der, dürre und unräthlich, mit einem langen Barte bereits vor dem Treffen gestorben war. Wer wird nämlich eine Stadt nicht mit Verachtung ansehen, die solche arme Tropfen zu Beschützern hat! Wer wird nicht glauben, wenn er so blasse und behaarte elende Kerls da liegen sieht, daß sie aus Mangel an guten Soldaten die Kerker eröffnet, und die Missethäter in den Streit geführt habe? So nun sind die Schmarotzer, mit Rednern und Philosophen verglichen, im Kriege beschaffen.

Im Frieden aber übertrift die Kunst zu schmarotzen, meines Erachtens, die Philosophie wol eben so weit als der Friede den Krieg. Laßt uns dieses erstlich sehen in Absicht auf die Oerter, wo man im Frieden gemeiniglich zusammenkömmt.

Tych. Ich verstehe dich noch nicht genug: Laßt uns aber dennoch sehen.

Sim. Wie! Den Markt und die Tribunalien, die Fecht- und Kampfplätze, Jagden und Mahlzeiten, werde ich doch wol solche Oerter nennen können?

Tych. Allerdings.

Sim. Nun, den Markt und die Gerichte besucht der Schmarotzer nicht; denn das alles sind Oerter, die sich besser, dünkt mich, für zänkische Betrüger schicken, und wo nichts mit Mäßigung geschiehet. Auf den Fecht- und Kampfschulen und bey den Mahlzeiten hingegen findet er sich fleißig ein, und ist allein die Zierde derselben. Denn welcher Philosoph oder Redner darf auf dem Fechtplatze, wenn er ausgekleidet ist, mit dem Schmarotzer in Ansehung des Körpers in Vergleichung kommen? Oder welcher von jenen erscheint auf dem Kampfplatze, und ist nicht vielmehr die Schande des Orts? Auch auf der Jagd wird wol keiner von ihnen Stand halten, wenn ihm ein Thier anläuft. Der Schmarotzer hingegen bleibt stehen, und empfängt solche, in Erinnerung, wie wenig er sie bey den Mahlzeiten fürchte. Ihn schreckt also weder ein Hirsch, noch ein die Borsten straubendes Schwein; sondern wenn dieses die

Zähne gegen ihn wetzt, so wetzt er die Zähne auch gegen dasselbe; und Hasen verfolgt er noch eifriger als die Hunde. Bey Gastgeboten aber, welcher Philosoph wird es gegen den Schmarotzer aufnehmen zu scherzen oder zu essen? Wer wird die Gäste lustiger machen? dieser, der singt und scherzt, oder ein Mensch, der niemals lachet und in einem alten abgeschabten Mantel bey der Tafel auf den Boden schaut, als ob er zu einem Leichenbegängniß und nicht zu einer Mahlzeit gekommen wäre? Kurz, ein Philosoph bey einer Mahlzeit ist, dünkt mich, gerade so etwas wie der Hund im Bade.

Laßt uns aber, dieses beyseite gesetzt, itzt auf den Charakter des Schmarotzers selbst kommen, und ihn gegen den Charakter der Redner und Philosophen halten. Man wird also erstlich sehen, daß der Schmarotzer den Ruhm stets verachtet, und sich nicht bekümmert, was die Leute von ihm denken mögen: Hingegen wirst du finden, daß Redner und Philosophen, und zwar nicht bloß einige, sondern alle insgesammt, vor Stolz und Einbildung bersten möchten. Ja nicht nur vor Stolz, sondern was noch schändlicher ist, vor Geldbe-

gierde.

gierde. Kaum aber wird jemand den Sand am Meere weniger achten als der Schmarotzer das Geld, da Feuer und Gold ihm einerley scheinet. Die Redner hingegen, und, was noch ungeziemender ist, auch die, welche sich rühmen Philosophen zu seyn, sind so unglücklich darein verliebt, daß von den itzt berühmtesten Philosophen einer als Richter bey einem Rechtshandel der Bestechung überwiesen worden; ein andrer für die Sophistereyen, welche er seine Schüler lehrt, den Lohn eintreibt, und noch einer unverschämt genug ist, auch von dem Kaiser Lohn zu fodern, daß er bey ihm am Hofe lebt; ja, ungeachtet er bereits ein alter Mann ist, deswegen noch von Hause reiset, nicht anders als ein Kriegsgefangener aus Indien oder Skythien um den Lohn dienet, und sich nicht einmal des Namens Lohn schämet, den er empfängt.

Nicht allein aber das; sondern du wirst auch noch andere Leidenschaften bey ihnen finden: Betrübniß, Zorn, Neid und allerley Begierden. Von allen diesen Dingen ist der Schmarotzer hingegen frey. Denn er erzörnt sich nicht, weil er Uebels ertragen kann, auch niemand ist, auf den er böse

werden sollte. Und gesetzt, daß er sich etwa auf-bringen läßt; so ist sein Zorn nichts wildes, nichts schreckhaftes, sondern etwas das Gelächter verursacht und der Gesellschaft zur Lust dient. Ferner wird er am allerwenigsten der Traurigkeit Platz geben, da ihm eben seine Kunst gewähret nichts zu besitzen, worüber er sich betrüben könnte: denn er hat weder Geld, noch Haus, noch Knecht, weder Weib noch Kinder, deren Verlust (denn immer kann man sie doch nicht haben) die Traurigkeit nothwendig bey denen verursachet, die sie besitzen. Und eben so wenig ist er auch nach Geld oder Ehre begierig, und verliebt sich in nichts das schön seyn mag.

Tych. Es muß ihn aber doch wenigstens betrüben daß er Mangel an Nahrung hat.

Sim. Wie Tychiades! Weist du denn nicht, daß wer Mangel an Lebensmitteln hat, auch kein Schmarotzer ist. Ein Tapferer ist ja nicht tapfer insofern es ihm an Tapferkeit fehlt, und ein Kluger hört auf klug zu seyn, wenn es ihm an Klugheit gebricht: Also wird einer auch nicht ein Schmarotzer seyn der Mangel an Nahrung hat. Wir reden aber ja nur von einem der ein Schmarotzer

wirklich ist, und nicht von einem der es nicht ist. Gleichwie aber der Tapfere nur wegen der ihm beywohnenden Tapferkeit tapfer, und der Kluge wegen seiner Klugheit klug ist, also ist auch der Schmarotzer ein solcher, nur insofern er schmarotzet; dergestalt daß insofern er solches nicht thut, wir alsdann nicht von einem Schmarotzer, sondern von einem, der etwas anders ist, sprechen.

Tych. Ein Schmarotzer wird also niemals Mangel an Nahrung haben?

Sim. So dünkt mich: Und also wird ihm weder dieses noch etwas anders Kümmerniß verursachen. Ferner werden die Philosophen und Redner insgesammt gar sehr von der Furcht geplagt: Man siehet deswegen die meisten von jenen mit Stöcken wenn sie ausgehen, welches sie wol unbewaffnet thäten, wenn sie sich nicht fürchteten; und zu Hause verriegeln sie die Thüren sehr fest, aus Furcht, sie möchten zu Nacht nicht sicher seyn. Der Schmarotzer hingegen macht bloß die Thüre seines Schlafkämmerchens zu; und auch dieses nur obenhin, damit der Wind sie nicht öffne: Entsteht aber ein Geräusch in der Nacht, so ficht ihn das so wenig an, als ob es nicht entstünde; und geht

er über Feld, so geschiehet es ohne Degen, denn er fürchtet gar nichts: Philosophen aber sah ich öfters mit Bogen und Pfeilen versehen, wo nichts zu fürchten war, und ihre Stöcke nehmen sie mit, wenn sie auch nur zu Bade oder zum Mittagsmahl gehen:

Ueberdas wird niemand einen Schmarotzer des Ehebruchs, der Gewaltthätigkeit, des Raubs oder irgend eines andern Verbrechens beschuldigen mögen; denn so wäre er nicht ein Schmarotzer und würde sich selbst Schaden thun: indem er z. Ex. wenn er einen Ehebruch begienge, zugleich mit dem Verbrechen auch den Namen des Verbrechens annähme. Denn wie ein böser Mensch, daher daß er böse ist, nicht den Namen eines guten, sondern eines schlimmen trägt, eben so, dünkt mich, hört der Schmarotzer, wenn er ein Verbrechen begeht, auf zu seyn was er war, und wird das, wozu das Verbrechen ihn machet. Hingegen ist bekannt, daß eine Menge solcher Verbrechen nicht nur von Rednern und Philosophen unserer Zeiten begangen worden; sondern haben wir auch noch schriftliche Denkmale von solchen, die dergleichen Leute ehemals begangen. Denn man hat noch itzt Apologien

des Socrates, Aeschines, Hyperides, Demosthenes und der meisten Redner sowol als Philosophen; Vertheidigung aber der Schmarotzer sind keine vorhanden, und niemand wird auch einen Schmarotzer zu nennen wissen, der jemals vor Gericht beklagt worden.

Tych. Nun, der Schmarotzer mag es im Leben besser haben als Redner und Philosophen; aber ist er vielleicht im Sterben nicht schlimmer daran als dieselben?

Sim. Keineswegs; sondern auch dannzumal ist er viel glücklicher. Denn wir wissen, daß die Philosophen insgesammt, oder doch die meisten, elender Weise gestorben sind: Einige wurden wegen der grösten Verbrechen zum Gifttrank verurtheilt, andere starben am ganzen Körper verbrannt; andere weil sie das Wasser nicht lösen konnten, andere in der Verbannung. Von einem Schmarotzer aber wird man keine solche Todesart anführen können. Er stirbt indem er ißt und trinkt des allerglückseligsten Todes; und scheint er etwa auch eines gewaltsamen Todes zu sterben, so ist das nur weil sein Magen nicht mehr dauen will.

Tych. Nu, du hast dich bisher für die Schmarotzer tapfer genug wider die Philosophen gewehrt. Itzt ist noch übrig, Simo, daß du zeigest, daß diese Begangenschaft für den Patron auch ehrenhaft und nützlich sey. Denn mich dünkt, daß reiche Leute die Schmarotzer aus Gutmüthigkeit, und weil sie reich sind, erhalten, daß aber eben dieses dem, der seine Nahrung auf solche Weise bekömmt, Schande bringt.

Sim. Du müßtest aber wol kindisch seyn, Tychiades, wenn du nicht einsähest, daß ein Reicher, der auch des Gyges Schätze hätte, arm wäre, wenn er allein speiste, und einem Bettler gliche, wenn er ohne einen Schmarotzer ausgienge. Denn wie ein Soldat ohne Waffen, ein Kleid ohne dem Purpurstreifen, und ein Pferd ohne Sattel und Zaum, also scheint auch der Reiche ohne den Schmarotzer um so viel schlechter und geringer zu seyn. Der Schmarotzer macht also dem Reichen Ehre, der Reiche hingegen dem Schmarotzer niemals.

Es ist ihm aber auch sonst nicht Schande, wie du glaubst, daß er, als der geringere, bey dem Vornehmsten Schmarotzerdienste thut; da der Reiche

Nutzen davon ziehet, daß er den Schmarotzer erhält, indem er neben der Ehre von einem solchen Gefolge auch Schutz genießt. Denn niemand wird einen Reichen angreifen, wenn er den Schmarotzer neben ihm siehet. So wird auch kein Reicher von Gift sterben, der einen Schmarotzer hält. Denn wer wird es unterstehen ihm Gift beyzubringen, da der Schmarotzer alles, was er ißt und trinkt, zuvor credenzt; dergestalt, daß der Reiche nicht nur Ehre von dem Schmarotzer hat, sondern durch ihn auch den grösten Gefahren entgeht. So weit treibt mithin den Schmarotzer die Liebe, daß er die Gefahr ganz auf sich nimmt, und nicht nur in diesem Streite dem Reichen mit Essen und Trinken nichts nachgiebt, sondern auch bereit ist das Leben für ihn zu lassen.

Tych. Nu, du hast ohne das geringste zu vergessen alles beygebracht, Simo, was zum Behufe deiner Kunst dienet; und zwar nicht wie du sagtest, unvorbereitet, sondern wie ein geübter Meister: Nur möchte ich noch gerne wissen, ob nicht wenigstens der Name Schmarotzer etwas schändliches ist?

Sim. Höre also die Antwort: Du magst sehen, ob sie dir genung thue, und kannst auf die Fragen,

die ich thun werde, ebenfalls antworten, was dich gutdünken wird. Wohlan denn: Nannten unsere Alten das Fett nicht Schmär?

Tych. Ja.

Sim. Und azen, war es nicht so viel als essen?

Tych. Auch dieses ist wahr.

Sim. Ist also nicht klar, daß Schmarotzen so viel ist als fett essen? Das aber wird wol nicht Schande seyn.

Tych. Recht: Aber die Schande ist, es bey einem andern zu essen.

Sim. Nu, so antworte mir weiter. Welches ist besser, und was würdest du vorziehen: allein zu Schiffe zu seyn oder in Gesellschaft?

Tych. In Gesellschaft.

Sim. Allein zu laufen oder in Gesellschaft?

Tych. In Gesellschaft.

Sim. Allein zu reiten, oder mit andern?

Tych. Mit andern.

Sim. Allein zu fechten, oder in Gesellschaft?

Tych. In Gesellschaft.

Sim. Wie? Wolltest du denn nicht auch lieber in Gesellschaft fett essen (denn das heißt schmarotzen) als allein?

Tych. Ich muß dir Beyfall geben: Und künftig werde ich wie die Schülerknaben Vor- und Nachmittags zu dir kommen diese Kunst zu lernen. Ich hoffe auch, du werdest mich in derselben gern unterweisen, da ich dein erster Schüler bin. Denn man sagt, daß auch die Mütter ihre ersten Kinder am meisten lieb haben.

Von der Syrischen Göttin.

In Syrien nicht weit vom Euphrat liegt eine Stadt, Namens Hierapolis, (die heilige Stadt) weil sie der assyrischen Juno geheiligt ist. Mich dünkt aber, daß sie zu Anfange ihrer Bewohnung nicht diesen, sondern einen andern Namen getragen, hernach aber von dem daselbst entstandenen berühmten Gottesdienste diesen Zunamen erhalten habe. Von dieser Stadt nun habe ich mir vorgenommen zu schreiben und zu erzählen was merkwürdig in derselben ist: Die heiligen Gebräuche die sie daselbst haben, ihre Feyerlichkeiten, und wie sie opfern! Auch werde ich nicht vergessen alles zu melden, was sie von den Stiftern dieses Gottesdienstes vorgeben, und wie der Tempel ge-

baut worden sey: Ich bin selbst ein Assyrier, und habe das so ich erzählen werde, theils selbst gesehen, theils von den Priestern gehört, was ich von ältern Zeiten her anführen werde.

Nun hält man die Egyptier für die ersten unter allen Menschen, die Begriffe von den Göttern bekommen, Tempel und heilige Oerter gestiftet, und Feyerlichkeiten angeordnet haben. Sie sind auch die ersten, die heilige Namen gekannt und heilige Geschichten erzählten. Nicht lange hernach aber haben auch die Assyrier diese Götterlehre von den Egyptiern gehört, und Heiligthümer und Tempel gestiftet, in welche sie auch Bilder und Statuen setzten.

Anfangs hatten die Egyptier keine Bilder in ihren Tempeln; und es giebt auch in Syrien Tempel, die beynahe so alt sind wie die egyptischen, wovon ich die meisten gesehen habe: Wie z. Ex. den Tempel des syrischen Herkules, der nicht eben derselbe mit dem griechischen Herkules, sondern viel älter und ein syrischer Halbgott ist.

So haben auch die Sidonier in Phönicien einen großen Tempel, der der Astarte, wie sie sagen, geweihet ist, welche Göttin ich für den Mond

halte. Wie mir aber ein Priester erzählte, so gehört er der Europa, des Kadmus Schwester. Dieser Tochter nämlich des Königs Agenor, haben die Phönicier, nachdem sie unsichtbar worden, einen Tempel aufgerichtet, und die Geschichte von ihr erzählet: Daß Jupiter, der sich wegen ihrer Schönheit in sie verliebt, sie in Gestalt eines Stiers geraubt, und nach Creta entführt habe: Dieses habe ich auch von andern Phöniciern gehört, und die Sidonier haben eine Münze, worauf die Europa auf dem göttlichen Stiere sitzend abgebildet ist: Daß aber der Tempel der Europa sey, geben sie nicht zu.

Die Phönicier haben auch noch einen andern Tempeldienst, der aber nicht assyrisch, sondern egyptisch und von Heliopolis nach Phönicien gekommen ist. Diesen habe ich nicht gesehen: Es ist aber auch derselbe berühmt und sehr alt.

Zu Byblis hingegen habe ich auch den großen Tempel der Venus gesehen, wo die Geheimnisse des Adonis gefeyert werden, die mir bekannt sind. Sie sagen nämlich, daß, was ihm von dem wilden Schweine begegnet, in ihrem Lande geschehen wäre; Daher sie zum Wiedergedächtniß dieses

Unglücks jährlich um ihn klagen und weinen, und im ganzen Lande eine große Trauer herrscht: Nachdem sie nun genug geklagt und getrauert, bringen sie dem Adonis als einem Todten das Todtenopfer: Des folgenden Tages aber sagen sie, daß er lebe, lassen ihn in den Himmel auffliegen, und bescheeren sich auch den Kopf, wie die Egyptier, wenn ihr Apis gestorben ist. Diejenigen Weibspersonen aber, welche sich nicht wollen bescheeren lassen, müssen für den Preis ihrer Keuschheit einen Tag lang feilstehen; und der Markt ist nur für die Fremden offen: Aus dem erlösten Geld aber wird der Venus ein Opfer gebracht.

Einige Byblier aber sagen, der egyptische Osiris liege bey ihnen begraben, und die Geheimnisse werden nicht dem Adonis, sondern ganz dem Osiris gefeyert: Daß auch dieses nicht unwahrscheinlich sey, zeigt sich hieraus: Es kömmt alljährlich ein Kopf aus Egypten geschwommen nach Byblis, der seine Fahrt jedesmal in sieben Tagen vollendet: Die Winde befördern diese göttliche Schiffahrt, und der Kopf nimmt keinen andern Weg, sondern kömmt gerade nach Byblis: Die ganze Sache ist ein Wunder; sie geschieht alle Jahre, und geschah

auch, da ich zu Byblis war, so daß ich diesen papiernen (*) Kopf selbst gesehen habe.

Es ist auch noch ein anderes Wunder in diesem Lande: Ein Fluß, Namens Adonis, der vom Berge Libanus herunter fließt, wird alle Jahre einmal blutroth, und fällt so, nachdem er seine natürliche Farbe verloren, ins Meer, welches er weit hinein färbet, und hiedurch den Bybliern die Zeit der Trauer ankündigt. Denn sie sagen, daß Adonis

---

(*) Diese Benennung machet es wahrscheinlich, daß der Kopf ein aus egyptischer Papierrinde gemachter Krug gewesen sey, worein die Egypter einen Brief gesteckt und den byblischen Weibern gemeldet, daß Adonis gefunden und die Zeit der Trauer vorbey sey: Und auf diesen Aberglauben ziehen auch einige Ausleger der heiligen Schrift die Stelle des Propheten Esaias und Ezechiel. Jenes Cap. 18. V. 1. 2. „Wehe „dem Lande, welches beschattet von den Flügeln des „Landes, das seine Bottschaft auf dem Meer schicket „in Rohrschiffen auf dem Wasser rc. „ Und dieses Cap. 8. V. 14. „Und er führte mich zu dem Thor „der Pforten des Hauses des Herrn, welche gegen „Mitternacht ist; und siehe, daselbst sassen Weiber, „die den Thammus beweineten. „ Diesen Thammus hält der gelehrte Seldenus, de Diis Syris, Lib. II. Cap. 11. für eben den Adonis. S. auch Bochart Phak IV. 2. Tom. I.

eben um dieselbe Zeit auf dem Libanus verwundet werde; daß sein mit dem Flusse vermischtes Blut denselbigen färbe, und ihm den Namen gebe. Ein gewisser Biblier aber gab mir eine andre wahrscheinliche Ursache dieser Veränderung an. Er sagte nämlich: Der Fluß Adonis fliesse vom Libanus, und dieser Berg habe viel rothe Erde; heftige Winde aber, die ordentlich zu derselben Zeit blasen, bringen eine Menge von dieser rothen Erde in den Fluß, der davon roth werde; daß also nicht Blut, sondern die natürliche Beschaffenheit dieses Erdreichs den Grund der Veränderung enthalte. Dieses erzählte mir der Byblier. Wenn er aber auch die Wahrheit geredet, so kömmt es mir doch als etwas übernatürliches vor, daß die Winde gerade zu derselben Zeit blasen.

Von Byblis bin ich auch eine Tagreise weit auf den Libanus hinaufgestiegen, einen alten vom Cinyras erbauten Tempel der Venus zu besehen, nachdem ich gehört, daß ein solcher sich daselbst befinde. Auch diesen habe ich also gesehen, der in der That sehr alt ist. Das sind nun die alten und großen Tempel in Syrien.

Unter allen aber ist meines Erachtens kein größere und prächtiger, als der zu Hierapolis, und auch keine heiligere Gegend ist als diese: Denn man siehet in diesem Tempel die Menge kostbarer Werke, alte Geschenke, und viele andere höchst merkwürdige Dinge, vortreffliche Bildnisse der Götter und offenbare Wirkungen derselben: Denn diese Bildnisse schwitzen etwan, bewegen sich selbst und geben Orakelsprüche. Oefters entsteht auch ein Geschrey in dem Tempel, da derselbe verschlossen ist, welches viele gehört haben. Er ist aber auch unter allen, die mir bekannt sind, der reichste; denn aus Arabien, Phönicien, Babylonien, aus Cappadocien, Cilicien und Assyrien kömmt ein großes Gut daselbst hin; und ich selbst habe auch in der Schatzkammer des Tempels eine Menge Kleider, Geräth und andere Kostbarkeiten gesehen, die dem Gold und Silber gleich geschätzt werden. Feste aber und Feyerlichkeiten giebt es wol nirgend anderswo so viele, wie hier in Gebrauche sind.

Da ich mich erkundigte, wie alt dieser Tempel und welcher Gottheit nach ihrer Meynung er geweihet seyn möchte, hörte ich vielerley Erzählungen, geheime und öffentliche, und solche, die sehr

nach der Fabel schmeckten; ausländische, und auch solche, die mit dem, was die Griechen sagen, übereinstimmen. Ich will sie alle anführen, doch ohne mich weder für diese noch eine andere zu erklären.

Die meisten also sagen: Deukalion aus Skythien, der nämlich, unter dem die große Ueberschwemmung sich zutrug, habe den Tempel gestiftet. Nun habe ich die Geschichte Deukalions bey den Griechen gehört, welche erzählen, daß das itzige Geschlecht der Menschen nicht mehr das erste, sondern dieses erste ganz zu Grunde gegangen sey; die itzigen Menschen aber sich von Deukalion wieder so vermehrt haben. Jene ersten, sagen sie, waren gewaltthätige Leute, die viele Ungerechtigkeiten begiengen; sie hielten weder Eyde noch Gastrecht, und schonten keinem Flehenden: wofür sie hart gestraft wurden. Die Erde that sich auf und gab mit einmal viel Wasser hervor; es fielen starke Regengüsse, die Flüsse flossen stromsweise, und das Meer trat weit aus, bis alles zu Wasser ward und sie alle umkamen. Deukalion allein blieb wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit zur Pflanzung des zukünftigen neuen Geschlechtes der Menschen

übrig.

übrig. Die Weise aber seiner Rettung war diese: Er hatte einen großen Kasten, in welchen er seine Weiber und Kinder setzte, und auch selbst hineingieng: Zugleich kamen paarweise, Schweine, Pferde, Löwen, Schlangen, und was von Thieren sich auf der Erde nähret. Er nahm sie alle auf, und sie thaten ihm keinen Schaden, sondern es herrschte eine große Freundschaft unter ihnen, die Jupiter ihnen eingab, und so fuhren sie in dem Kasten so lange das Wasser anhielt. Diese Nachricht geben die Griechen von dem Deukalion.

Dem zufolge nun erzählen die Hierapolitaner etwas höchst wunderwürdiges. Sie sagen nämlich, daß in ihrem Lande eine große Kluft entstanden, welche das Wasser ganz verschlungen habe; und nachdem solches geschehen, habe Deukalion Altäre gesetzt, und über der Kluft der Juno einen Tempel aufgeführt. Die Kluft habe ich selbst gesehen. Sie ist unter dem Tempel und nur klein: Ob sie so klein worden, da sie zuerst groß war, weiß ich nicht; wenigstens ist die, so ich gesehen habe, gar klein. Ein Zeichen aber dieser Geschichte ist auch das, so sie thun: Man bringt nämlich des Jahrs zweymal Wasser in den Tempel: nicht allein

die Priester, sondern auch eine große Menge Volkes aus ganz Syrien, Arabien und jenseits des Euphrats gehen zum Meere, und schöpfen alle Wasser: Dieses nun giessen sie erstlich in den Tempel aus, von da es in die Kluft hineinläuft, welche, ob sie schon klein ist, eine große Menge verschlingt. Und dieses, sagen sie, habe Deukalion zum Andenken des erlittenen Unglücks sowol, als der darauf erfolgten Wohlthat verordnet. Dieses ist die alte gemeine Erzählung von dem Tempel.

Andere aber halten denselben für ein Werk der Semiramis aus Babylonien, dergleichen man in Asien viele von ihr hat: daher sie ihr auch diesen zuschreiben, welchen sie aber nicht der Juno, sondern ihrer eigenen Mutter Dercetus geweihet haben soll. Ich habe das Bildniß der Dercetus in Phönicien gesehen, welches sehr seltsam ist: Vom Kopfe bis auf den halben Leib ist sie ein Weib, das übrige aber ein Fischschwanz; die hierapolitanische Göttin hingegen ist ganz Weib. Und die Gründe für diese Meynung sind eben nicht offenbar. Sie halten die Fische sehr heilig, und berühren sie auch nicht: so essen sie zwar von allen andern Vögeln, und enthalten sich allein von der Taube, die

ihnen ebenfalls heilig ist; welches sie wol in Rücksicht auf die Dercetus und Semiramis thun mögen, weil jene die Gestalt eines Fisches hat, und diese in eine Taube verwandelt worden seyn soll. Gesetzt aber auch, daß der Tempel ein Werk der Semiramis sey, so ist mir doch gar nicht wahrscheinlich, daß er der Dercetus geweihet sey, weil auch einige Egypter sind, die keine Fische essen, solches aber nicht der Dercetus wegen thun.

Es giebt auch noch eine andere geheimere Erzählung, die ich von einem Priester gehört habe, daß nämlich Rhea die Göttin sey, und Attis ihr den Tempel erbauet habe. Attis war nämlich ein Lydier, und der erste, der die Leute in den Geheimnissen der Rhea unterrichtete. Denn was die Phrygier, Lydier und Samothracier diesfalls thun, das haben sie alles vom Attis gelernt: Nachdem ihn Rhea verschnitten hatte, hörte er auf als ein Mann zu leben, und nahm die Gestalt und Kleidung eines Weibes an, reisete überall herum, und führte die Geheimnisse ein; erzählte sein Schicksal und besang die Rhea. So kam er nun auch in Syrien. Weil aber die Leute jenseits des Euphrats weder ihn noch seine Geheimnisse annehmen wollten,

blieb er daselbst und stiftete das Heiligthum: Verschiedene Dinge scheinen auch anzuzeigen, daß die Göttin die Rhea sey: Sie wird von Löwen gezogen, hält eine Trommel, und hat einen Thurm auf dem Kopf; so wie die Lydier die Rhea abbilden. Eben derselbe sagte mir auch von den Verschnittenen, die im Tempel sind, daß solche niemals der Juno, sondern der Rhea zu Ehren sich verschneiden, um sich dadurch dem Attis gleich zu machen. Dieses dünkt mich zwar scheinbar, aber nicht wahr zu seyn; denn von dieser Verschneidung habe ich noch einen andern Grund gehört, der viel gläublicher ist.

Am besten aber gefällt mir die Meynung derer, welche in ihrer Erzählung von dem Tempel überhaupt mit den Griechen übereinstimmen, und glauben die Göttin sey Juno, der Tempel aber ein Werk des Bacchus, Sohns der Semele. Bacchus nämlich kam auf seiner Reise aus Ethiopien auch nach Syrien, und in dem Tempel selbst sind viele Anzeigen, daß er denselben gestiftet habe: Die ausländischen Kleider z. Ex. indianische Edelsteine, und Elephantenzähne, die er aus Ethiopien gebracht.

Es stehen auch in dem Vorhofe zween mächtig große Priapen mit der Aufschrift: Diese hat Bacchus seiner Stiefmutter Juno geweihet! Dieses allein könnte zum Beweis genug seyn. Ich will aber auch noch einen andern Umstand anführen: Die Griechen pflegen dem Bacchus Priapen aufzurichten, und tragen, wenn sie seine Geheimnisse feyern, kleine hölzerne Männerchen mit großen Schamgliedern herum. So etwas ist nun auch in dem Tempel: Zur rechten Seite desselben steht ein kleines ehernes Männchen mit einem großen Schamgliede.

So viel erzählen sie von den ersten Stiftern dieses Heiligthums. Itzt will ich auch von dem Tempel selbst, von seiner Lage, Veranlassung, und wer ihn gebauet habe, Nachricht geben. Sie sagen nämlich, der itzige Tempel sey nicht mehr der, so anfangs erbauet worden, als welcher vor Alter längst zerfallen; sondern Stratonice, Gemahlin eines assyrischen Königs, habe diesen aufgeführt. Ich halte sie für die Stratonice, in die ihr Stiefsohn sich verliebt hatte, und welche Leidenschaft der Witz des Arztes entdeckte. Nachdem sie ihn nämlich überfallen, und er sich nicht zu helfen wußte, weil

sie ihm schändlich vorkam, lag er stillschweigend krank daran, zwar ohne Schmerzen, doch so, daß er ganz blaß und der Körper täglich mehr abgezehrt ward. Der Arzt nun, welcher sahe, daß da keine eigentliche Krankheit wäre, und sonst aus den schmachtenden Augen, der Stimme, der Farbe und den Thränen schloß, daß das Uebel eine verborgene Liebe seyn müsse, griff die Sache folgendergestalt an: Er hielt dem Patienten die Hand auf die Brust, und ließ alle Hausgenossen hineinkommen. Nun blieb der Kranke bey allen andern ruhig: wenn aber die Stiefmutter kam, pochte ihm das Herz: Farbe und Stimme änderten sich, und er fieng an zu schwitzen und zu zittern. Auf diese Weise entdeckte der Arzt die Ursache des Uebels, und heilte ihn folgendergestalt:

Er ließ den Vater des Jünglings, der sehr angsthaft war, kommen, und sprach zu ihm: Das Uebel des Knaben ist nicht eine Krankheit, sondern eine Unbill. Denn er hat gar keine Schmerzen, ist aber heftig und bis zum Unsinn verliebt; und der Gegenstand seiner Liebe ist eine Person, die er niemals bekommen kann, mein eigenes Weib, welche ich ihm nimmer überlassen werde. Diese

Unwahrheit sagte der Arzt mit gutem Vorbedachte; denn der Vater bat ihn sogleich umständig, er möchte ja seinen Sohn nicht ins Grab stürzen: Er hätte sich doch nicht freywillig verliebt, und die Sache nicht in seiner Gewalt gehabt: Er sollte durch seine Eifersucht nicht das ganze Königreich in Trauer versetzen, und seiner Kunst, da er ein Arzt wäre, nicht die Schande zufügen, daß er am Tode des Jünglings Ursache sey. So bat der Vater, der weiter nichts wußte. Der Arzt aber erwiederte: Du verlangst etwas sehr unrechtmäßiges, da du mir so mein Weib nehmen, und mir, einem Arzte, eine solche Unbill zufügen willst. Was würdest du aber wol selbst thun, wenn er sich in deine eigene Gemahlin verliebt hätte, da du solches von mir bittest? Worauf der Vater antwortete: Er würde auch seine Gemahlin hingeben, und dem Sohne das Leben retten, wenn er in seine Stiefmutter verliebt wäre: denn das Unglük wäre noch immer kleiner, eine Gemahlin, als einen Sohn, zu verlieren. Nun, so bitte mich nicht lange, (versetzte der Arzt) denn wirklich ist er in deine Gemahlin verliebt; und was ich zuerst sagte, hatte ich alles nur erdichtet. Dieses that seine

Wirkung. Der König überließ dem Sohn die Gemahlin und das Reich: Er selbst aber zog nach Babylonien, wo er am Euphrat eine Stadt von seinem Namen erbaute, und daselbst auch starb. So entdeckte und heilte der Arzt die Liebe.

Diese Stratonice nun träumete einst, da sie noch bey ihrem ersten Manne war, Juno befehle ihr, ihren Tempel zu Hierapolis wieder aufzubauen, unter vielen Drohungen, wenn sie ungehorsam wäre. Anfangs achtete sie solches wenig. Hernach aber, da sie in eine schwere Krankheit verfiel, erzählte sie den Traum ihrem Gemahle, versöhnte die Göttin, und gelobte den Tempel zu bauen. Als sie hierauf gleich wieder gesund ward, schickte sie der König nach Hierapolis mit vielem Geld und einem zahlreichen Heerzeuge, theils zur Bedeckung, theils zum Baue des Tempels: zugleich berief er einen seiner Freunde, der ein junger sehr schöner Mann war, Namens Combabus, und sagte zu ihm: Ich liebe dich, Combabus, als einen rechtschaffenen Mann, unter meinen Freunden vorzüglich, und ehre dich wegen deiner Weisheit und der Verdienste, die du um uns hast: Itzt aber habe ich besonders eines treuen Mannes nöthig,

und verlange, daß du meine Gemahlin begleitest, den Tempel zu bauen, und die Truppen anführst, wofür ich dich bei deiner Rückkunst reichlich belohnen werde. Combabus suchte diesen Auftrag sogleich abzulehnen, und bat innständig, der König möchte ihm verschonen, und so sehr wichtige Sachen, welchen er nicht gewachsen wäre, Geld, seine eigene Gemahlin, und den Bau eines Tempels nicht ihm anvertrauen. Er besorgte nämlich, er möchte hernach wegen der Stratonice, die er allein begleiten sollte, der Verleumdung ausgesetzt seyn.

Da sich aber der König durchaus nicht wollte bereden lassen, that er seine zweyte Bitte: So möchte er ihm nämlich sieben Tage lang Zeit geben, weil er noch etwas sehr nöthiges zu thun hätte, und ihn hernach schicken. Als er nun solches unschwer erhalten, kehrte er nach Haus, warf sich zu Boden, und klagte folgendergestalt: Ach mir Unglückseligen! Was soll mir dieses Vertrauen, und diese Reise, deren Ausgang ich zum Voraus sehe! Ich bin jung, und soll eine schöne Frau begleiten. Dieses wird wol zu meinem großen Unglücke ausschlagen, wenn ich nicht die Ursache des Uebels ganz wegschaffe. Ich muß darum etwas

vornehmen, das mir alle Sorge benehmen kann; und mit diesem stümmelte er sich selbst, legte die abgeschnittenen Schamglieder, welche er mit Myrrhen, Honig und andern aromatischen Dingen balsamirte, in ein kleines Gefäß, versiegelte dasselbe mit seinem Pittschaftringe, und heilte seine Wunde. Hernach, da er glaubte im Stand zu seyn die Reise zu machen, gieng er zum König, überreichte ihm in Gegenwart Vieler das Gefäß, und sprach: Diese mir höchst schätzbare Kostbarkeit, o König! hatte ich bisher in meinem Hause verwahrt; itzt aber, da ich eine große Reise machen soll, will ich sie dir zur Verwahrung übergeben: Hebe mir das Gefäßchen sorgfältig auf, daß ich es bey meiner Rückkunft unversehrt wieder empfange: denn es ist mir lieber als Gold, und mein eigen Leben ist mir nicht theurer. Der König nahm es, drückte noch ein anderes Siegel darauf, und übergab es seinen Schatzmeistern zur Verwahrung.

Itzt reiste Combabus ohne weitere Sorge. Als sie nach Hierapolis kamen, ward der Bau fleißig betrieben: Es verstrichen ihnen aber drey Jahre über der Arbeit, und unterdessen begegnete, was Combabus gefürchtet hatte. Stratonice ward durch

den langen Umgang in ihn verliebt, und diese Liebe schlug hernach in eine äußerst heftige Leidenschaft aus. Die Hierapolitaner sagen, Juno wäre die Ursache dieser Begegniß gewesen: Sie hätte nämlich wol gewußt, daß Combabus ein tugendhafter Mann sey; hätte sich aber an der Stratonice rächen wollen, daß sie sich nicht gleich entschlossen den Tempel zu bauen.

Anfangs nun war sie bescheiden und verbarg ihre Liebe: hernach, da das Uebel ihr keine Ruhe mehr ließ, äußerte sie dieselbe offenbar, weinte den ganzen Tag, rief immer dem Combabus; und alles war ihr nur Combabus. Endlich da sie es nicht mehr ausstehen konnte, suchte sie Gelegenheit ihn auf eine anständige Weise zu bitten: Ihre Liebe jemand anderm zu entdecken hielt sie für gefährlich, und die Sache selbst anzugreifen schämete sie sich. Sie gerieth deswegen auf den Einfall, sich zu berauschen, und in diesem Zustande mit ihm zu sprechen: denn der Wein macht beredt; ein Abschlag ist nicht so schändlich, und was man thut, wird alles in Vergessenheit gesetzt. Dieses nun that sie, und gieng nach dem Nachtessen in das Schlafzimmer des Combabus; bat, umfaßte seine

Knie, und bekannte ihre Leidenschaft. Er aber nahm es übel, schlug die Bitte ab, und verwies ihr die Trunkenheit. Hierauf drohete sie, sich selbst Gewalt anzuthun: Und weil er sich fürchtete, entdeckte er ihr die ganze Sache; erzählte alles was vorgegangen war, und zeigte wirklich wie es um ihn stünde. Als Stratonice sah, was sie nicht vermuthet hatte, hörten zwar die unsinnigen Ausbrüche ihrer Leidenschaft auf, der Liebe aber konnte sie sich nicht entschlagen, sondern tröstete sich ihrer vergebenen Bemühung durch beständigen Umgang mit ihm: Und diese Art von Liebe ist noch itzt zu Hierapolis, wo das gleiche geschiehet; denn die Weibspersonen sind in die Verschnittenen verliebt, und diese hinwieder in jene; niemand aber ist eifersüchtig darüber, sondern die Sache wird bey ihnen für etwas sehr heiliges gehalten.

Indessen bleiben diese Händel dem Könige gar nicht verborgen, weil viele von Hierapolis kamen, die klagten und erzählten was dort geschähe. Der König, den solches nicht wenig verdroß, berief den Combabus zurück, da das Werk noch nicht vollendet war. Andere aber erzählen hievon etwas das nicht wahr ist: Stratonice nämlich hätte, nach-

dem sie den Abschlag bekommen, an ihren Gemahl selbst geschrieben, und den Combabus beschuldigt, er hätte ihr ungebührliche Dinge zugemuthet: Was nämlich die Griechen von der Sthenobäa und der Phädra von Gnossus, eben das sagen die Assyrier von der Stratonice. Ich glaube aber, daß weder Sthenobäa noch Phädra dergleichen gethan, wofern diese den Hippolytus wahrhaftig lieb hatte. Doch dem sey wie ihm wolle.

Da die Bottschaft nach Hierapolis kam, und Combabus die Ursache davon hörte, reiste er zuversichtlich zurück, weil er seine Vertheidigung zu Hause hatte. Bey seiner Ankunft ließ ihn der König gleich in Bande und Verwahrung legen. Hernach hieß er ihn vor sich kommen, und fieng an, in Gegenwart derer, die auch zugegen waren da er ihn wegschickte, auf ihn zu klagen, und ihm Ehebruch und Ueppigkeit vorzuwerfen: Aeußerst aufgebracht verwies er ihm seine Treulosigkeit und Undank, und sagte, Combabus hätte sich eines dreyfachen Verbrechens schuldig gemacht: Er sey ein Ehebrecher, hätte die schuldige Treu aus den Augen gesetzt, und auch die Göttin beleidigt, da er dergleichen gerade bey dem Bau des Tempels

gethan: Viele der Anwesenden gaben auch Zeugniß, sie hätten sie beyde gesehen ihre verliebten Händel öffentlich treiben; und endlich fällten sie alle einmüthig das Urtheil: Combabus hätte den Tod verschuldt, und sollte gleich sterben.

Bisher hatte Combabus ganz stille geschwiegen. Itzt aber, da er zum Tode hingeführt werden sollte, fieng er an zu reden, foderte sein Kästchen, und sagte: Der König liesse ihn hinrichten, nicht weil er ihm einiges Unrecht zugefügt hätte, oder ein Ehebrecher wäre, sondern weil er sich gern seines Schatzes, den er vor seiner Reise bey ihm hinterlegt hätte, bemächtigen wollte. Auf dieses befahl der König dem Schatzmeister, das Kästchen, welches er ihm aufzuheben gegeben hatte, herzubringen. Dieses geschahe. Combabus nahm das Siegel weg, zeigte theils was darinne war, theils seine eigene Umstände, und sprach: Eben das ists, o König, was ich besorgte, da du mich auf die Reise schicktest, welche ich ungern übernahm: weil du mich aber sehr nöthigtest, that ich, was dir zwar sehr vortheilhaft, für mich aber unglücklich genug war. Ungeachtet ich nun so beschaffen bin, beschuldigt man mich eines Verbrechens, das nur

Männer begehen können. Der König erstaunte, fiel ihm um den Hals, und sagte mit Thränen: Armer Combabus! Wie grausam ist das! Du bist wol der einzige Mann, der eine so ungläubliche That wider sich selbst vornahm. Ich lobe dich aber nicht sehr dafür, und wollte, daß du weder solches gethan, noch ich es gesehen hätte; denn einer solchen Vertheidigung bedorfte ich nicht. Doch weil das Schicksal es so gewollt, sollst du dieses zur Vergeltung bekommen: Erst sollen deine Verleumder sterben: hernach will ich dir reiche Geschenke geben, Gold und Silber die Menge, assyrisches Kleidergeräth und königliche Pferde: es soll dir auch erlaubt seyn unangemeldet zu uns zu kommen, wenn du gerne willst; und niemand soll dir den Zutritt zu uns verwehren, auch nicht wenn ich bey meiner Gemahlin schlafe. Was er sagte ward sogleich ins Werk gesetzt. Jene wurden zum Tode geführt: Er aber erhielt die Geschenke, und die Freundschaft ward noch größer; so daß man itzt den Combabus unter allen Assyriern für den weisesten und glücklichsten hielt.

Hernach ließ ihn der König auf sein Ansuchen, den Bau des Tempels, der noch nicht völlig fertig

war, zu vollführen, wieder nach Hierapolis ziehen, wo er das Werk vollendete, und die übrige Zeit seines Lebens daselbst zubrachte. Zur Belohnung seiner Tugend und seiner Verdienste, ließ ihm der König auch eine eherne Bildsäule in den Tempel setzen, welche Hermokles von Rhodus, in Gestalt eines Weibes mit Mannskleidern, verfertigt hatte: Man sagt auch, daß seine vertrautesten Freunde, ihn wegen seines Unfalls zu trösten, sich demselben Schicksale unterworfen. Sie hätten sich nämlich ebenfalls selbst verschnitten, und dieselbe Lebensart mit ihm gewählet. Andere schreiben die Sache den Göttern zu, und sagen, Juno, die den Combabus lieb gehabt, hätte es vielen in den Sinn gegeben, sich zu verschneiden, damit er nicht allein den Verlust seiner Mannheit zu beklagen hätte.

Indessen dauert diese Gewohnheit, nachdem sie einmal aufgekommen, noch itzt, und es verschneiden sich alle Jahre viele im Tempel; sey es den Combabus zu trösten, oder der Juno zu gefallen: einmal verschneiden sie sich. Diese aber tragen hernach keine Mannskleider, sondern gehen in Weibskleidern und verrichten weibliche Geschäfte; und zwar, wie ich mir habe sagen lassen, auch dieses in

Rück-

Rücksicht auf etwas das dem Combabus begegnete. Eine fremde Weibsperson nämlich, die ihn einst, da er noch Mannskleider trug, bey einer feyerlichen Ceremonie sah und sehr schön fand, ward in ihn heftig verliebt: Nachdem sie aber gehört, daß er verschnitten wäre, brachte sie sich selbst ums Leben. Solches nun rührte den Combabus dergestalt, daß er Weibskleider anzog, damit künftig kein anderes Frauenzimmer sich mehr betröge: Und dieses ist die Ursache, warum die Verschnittenen Weibskleider tragen. So viel von dem Combabus. Auf die Verschnittenen werde ich hernach wieder kommen und melden, wie sie sich verschneiden, auf was Weise sie begraben werden, und warum sie nicht in den Tempel hineingehen. Zuvor aber will ich von der Lage und der Größe des Tempels Nachricht geben.

Der Ort, wo der Tempel steht, ist ein Hügel, ungefehr mitten in der Stadt. Er ist mit einer doppelten Mauer umgeben, deren die eine aus dem Alterthum ist, die andere aber nicht viel mehr als ein Menschenalter haben mag. Der Vorhof des Tempels liegt gegen Norden, und ist ungefehr hundert Ruthen groß. In demselben stehen die Priapen, die Bacchus gesetzet hat, bey dreyßig

Ruthen hoch. Auf einen derselben steigt jährlich zweymal ein Mann, der sieben Tage lang oben bleibt: und zur Ursache hievon geben sie verschiedenes an. Der Pöbel glaubt, dieser Mann habe in der Höhe wo er sich befindet Gemeinschaft mit den Göttern, von welchen er für ganz Syrien allerley Wohlthaten erbitte; und diese hören seine Bitten, weil er ihnen so nahe wäre: Andere aber glauben, daß solches in Rücksicht auf den Deukalion und jenes Unglück geschehe, da die Leute aus Furcht vor der Wasserfluth auf die höchsten Berge und auf die Gipfel der Bäume stiegen. Es ist mir aber auch dieses nicht wahrscheinlich, und ich halte dafür, daß sie solches ebenfalls dem Bacchus zu Ehren thun. Denn alle die, welche dem Bacchus Priapen aufrichten, setzen zugleich hölzerne Männerchen auf dieselben: warum, weiß ich zwar nicht; es dünkt mich aber, daß auch jener zur Nachahmung des hölzernen Männchens hinaufsteige.

Die Weise, wie er hinaufsteigt, ist diese: Er wirft eine Kette um sich und den Priapus: hernach stemmt er, indem er hinaufklimmt, die Zehen auf die vorstechenden rauhen Theile des Priapus,

und hebt, indem er höher kömmt, die Ketke zu beyden Seiten mit auf. Wer dieses nicht gesehen hat, weiß aber wie die Egypter, Araber und andere auf die Palmenbäume steigen, der versteht mich. Wenn er nun oben ist, so läßt er eine andere lange Kette, die er bey sich hat, herunter, und ziehet an derselben was er gern haben will, Holz, Kleider, Gefässe ꝛc. herauf, macht sich davon wie ein Nest, in welchem er sitzet, und die vorgemeldete Zeitlang bleibet. Viele nun die hinkommen, bringen Gold, Silber, Erzt; legen es vor ihm nieder, und lassen es daselbst, indem jeder sagt wie er heisse: Dann ruft ein anderer, der da steht, den Namen hinauf; und sobald jener denselben vernommen, betet er für jeden und schlägt, indem er betet, auf ein ehernes Instrument, welches einen starken und harten Ton von sich giebt. Er schläft auch niemals: denn wenn ihn der Schlaf etwan überfällt, steigt gleich ein Skorpion hinauf, der ihn aufweckt und sticht; Das ist seine Strafe für den Schlaf. Was sie von diesem Skorpion erzählen ist geheimnißreich; ob es aber auch wahr sey, kann ich nicht sagen: Indessen dünkt mich, daß auch die Furcht herunterzufallen vieles zu dieser

Wachsamkeit beytrage. So viel von diesen Besteigern der Priapen.

Der Tempel selbst ziehet sich gegen Morgen, und ist an Gestalt und Bauart den Jonischen ähnlich: Das Fundament ist zwo Ruthen über die Erde erhaben, und man steigt auf einer nicht breiten steinernen Treppe hinauf: Indem man hinaufsteigt, bekömmt man den Säulenvorhof, ein prächtiges Schauspiel, dem die goldnen Thüren des Tempels noch eine besondere Zierde geben, ins Gesicht. Inner dem Tempel glänzet alles von Gold, und die Decke ist ganz gölden. Von dort verbreitet sich auch ein balsamischer Geruch, wie der, so in Arabien seyn soll, welcher dem, so hinaufsteigt, schon von weitem sehr angenehm in die Nase riecht; und wenn man zurückgeht, sich auch nicht wieder verliert, sondern sich in die Kleider setzet, daß man sich desselben immer erinnert.

Von innen läuft der Boden des Tempels nicht in einem platt fort, sondern es ist daselbst noch ein anderer etwas erhöheter Platz angebracht, wohin man durch wenige Tritte hinaufsteigt: dieser aber hat keine Thüren, sondern ist gegenüber ganz offen. In den größern Raum des Tempels darf jeder-

mann kommen: in diesen erhöhten Platz aber niemand als die Priester; und auch von diesen nicht alle, sondern nur die heiligsten und denen die ganze Besorgung des Gottesdiensts anvertraut ist. In demselben befinden sich die heiligen Bildnisse: Juno, und Jupiter, den sie mit einem andern Namen benennen. Beyde sind gölden und sitzen; Juno von Löwen gezogen, und Jupiter von Stieren: Jupiters Bildniß ist demselben durchaus ähnlich, an Kopfe, der Kleidung, dem Throne, und läßt sich, wenn man sich auch Mühe giebt, mit keinem andern vergleichen.

Juno hingegen hat, wenn man sie betrachtet, vielerley Gestalten. Ueberhaupt siehet man, daß es gewiß Juno ist: Sie hat aber auch vieles mit andern Gottheiten, mit der Minerva, Venus, Luna, Rhea, auch mit der Diana, Nemesis, und den Parzen gemein. In der einen Hand hält sie einen Zepter; in der andern einen Spinnrocken; um den Kopf trägt sie einen Götterschein und auf demselben einen Thurm: Auch hat sie einen Gürtel wie der ist, den man sonst nur der himmlischen Venus giebt. Sie ist aber auch noch sonst mit viel Gold und kostbaren Edelsteinen geziert, wovon

die einen weiß, die andern wie Wasser, und noch andere feuerroth sind, nebst einer Menge Sardis, Onychelsteinen, Hyacinthen und Smaragden, welche die Egypter, Indianer, Aethiopier, Meder, Armenier und Babylonier bringen. Noch merkwürdiger aber ist ein Stein, welchen die Göttin auf dem Kopfe trägt, und den sie wegen seiner Wirkung die Lampe nennen. Denn er wirft zu Nacht einen so starken Glanz von sich, daß der ganze Tempel davon wie von Lampen erleuchtet wird: Des Tages aber ist dieser Glanz nur schwach und der Stein feuerroth. Das Bild hat auch noch etwas anders Wunderwürdiges: Ihr möget es nämlich von einer Seite betrachten von welcher ihr wollet, so schaut es euch an und verfolgt euch mit seinen Blicken.

Zwischen diesen beyden Bildnissen stehet noch ein ebenfalls göldnes, das keinem andern gleichet: Es stellet keine Gottheit besonders, wol aber die andern zugleich vor. Die Assyrier selbst nennen es deswegen nur schlechtweg das Bild, ohne ihm einen besondern Namen zu geben, und erzählen nichts weder von seiner besondern Herkunft noch Gestalt. Einige halten es für den Bacchus, andere

für den Deukalion, und noch andere für die Semiramis. Es trägt eine göldne Taube auf dem Kopf; und das ist der Grund warum sie dasselbe für die Semiramis halten. Dieses Bild wird jährlich zweymal an das Meer getragen, wenn man, wie vorgemeldet, Wasser daselbst schöpft.

Zur Linken, wenn man in den Tempel hineinkömmt, ist eine Nische für die Sonne: das Bild aber ist nirgends: Denn nur der Sonne und dem Mond setzen sie keine Bilder, wofür ich auch den Grund gehört habe. Sie sagen nämlich: Von den Göttern sey es erlaubt Bilder zu machen, weil ihre Gestalt nicht jedermann bekannt sey, die Sonne aber und der Mond seyn überall gegenwärtig und jedermann sehe sie; warum sie also dieselben abbilden sollten, da sie sich selbst am Himmel zu schauen geben.

Nach dieser Nische kömmt die Bildsäule des Apollo; aber nicht wie er sonst vorgestellt wird. Denn alle andere Völker stellen sich den Apoll als einen Jüngling vor, und bilden ihn mit den ersten Milchhaaren: Diese allein aber mit einem männlichen Barte; womit sie sich auch selbst wohlgefallen und die Griechen und andere tadeln, welche

den Apoll in Gestalt eines Jünglings verehren: Denn sie halten es für eine große Thorheit, den Göttern unvollkommene Gestalten zu geben, wofür sie das jugendliche Alter ansehen. Und auch dieses ist neu bey ihrem Apoll, daß sie allein denselben in Kleidern vorstellen.

Nun könnte ich vieles von seinen Thaten anführen; will aber nur von dem reden, was das merkwürdigste ist, und zwar erstlich von seinem Orakel. Es giebt viele Orakelstätte in Griechenland und Egypten, so auch viele in Lybien und Asien: man vernimmt aber die Göttersprüche nicht anders als durch den Dienst der Priester und der Propheten. Dieser aber beweget sich von selbst, und thut alles von Anfang bis zum Ende unmittelbar. Die Weise ist diese: Wenn er wahrsagen will, so beweget er sich erstlich in seinem Sitze; alsdann nehmen ihn die Priester gleich weg, und wenn sie solches nicht thun so schwitzt er, und beweget sich immer mehr hervor: Nachdem sie ihn aber auf die Schultern genommen, treibt und führet er sie überall herum, und springt von einem auf den andern. Endlich kömmt der Ober-Priester und fragt ihn über allerley Sachen: Wenn er die Frage vernei-

nen will, so treibt er zurücke; ist aber das Gegentheil, so treibt er seine Träger vorwärts wie ein Fuhrmann. Auf diese Weise sammeln sie die Göttersprüche, und unternehmen weder etwas gottesdienstliches noch besonderes ohne ihn Raths zu fragen. Er wahrsaget auch von dem Jahrgange, und der Witterung, welche es in demselben geben und nicht geben werde; und wenn das Bild, von dem ich vorhin gemeldet, zum Meere reisen soll.

Nach dem Apoll folgen die Bildnisse des Atlas, Mercurs, und der Ilithya.

So ist der Tempel von innen gezieret: Außen aber steht ein großer eherner Altar, und noch eine Menge anderer eherner Bildsäulen, welche Könige und Priester vorstellen. Ich will aber nur der merkwürdigsten gedenken: Zur Linken des Tempels steht Semiramis, die mit der Rechten auf den Tempel weiset. Der Grund hievon ist dieser: Sie hatte einst den Syrern befohlen, daß sie mit Hintansetzung der übrigen Götter und der Juno selbst, sie als eine Göttin verehren sollten. Dieses thaten sie: Hernach aber, da sie von den Göttern hiefür mit Krankheiten und allerley Unglücksfällen gestraft wurden, ließ sie diesen Unsinn fahren, bekannte,

daß sie nur ein sterblicher Mensch wäre, und gebot ihren Unterthanen sich wieder an die Juno zu wenden. Daher ist sie noch in der Stellung, wie sie die Ankömmlinge zur Juno hinweist, und bekennt, daß nicht sie, sondern dieselbe, eine Göttin sey.

Eben daselbst sah ich auch das Bildniß der Helena, Hecuba, und Andromache: des Paris, Hektors und Achills: ferner des Nireus, Sohns der Aglaja; der Philomele und Prokne vor ihrer Verwandlung, und des Tereus selbst in Gestalt eines Widhopfes: Es ist auch noch eine andere Semiramis da, und die Bildsäule des Combabus, von der ich oben gemeldet; eine sehr schöne Stratonice, und ein Alexander, der sehr ähnlich ist. Neben demselben steht Sardanapel in einer andern Gestalt und Kleidung.

Im äußern Vorhofe des Tempels weiden große Ochsen, Pferde, Adler, Bären und Löwen: Sie fügen den Menschen keinen Schaden zu, sondern sind alle zahm und der Gottheit geweihet.

Sie haben sehr viele Priester, wovon die einen die Opfer schlachten, andere die Trankopfer giessen, einige das Feuer besorgen, und andere des

Altars warten, von welchen Bedienungen sie auch ihre besondere Namen haben. Wie ich daselbst war, kamen über dreyhundert den Opferdienst zu versehen: Sie sind alle weiß gekleidet mit einem Hut auf dem Kopf: Alle Jahre wird ein neuer Oberpriester gewählet, und dieser allein trägt einen Purpur und eine göldne Hauptbinde.

Es giebt aber auch noch eine Menge anderer, die zum Gottesdienste gebraucht werden: Flötenspieler, Pfeifer, Verschnittene, begeisterte und rasende Weiber.

Man opfert zweymal des Tages, wobey alle beschäftigt sind: Wenn sie dem Jupiter opfern, so gehet alles stille zu, und man hört weder Gesang noch Flöten: Opfern sie aber der Juno, so singen und spielen sie auf den Flöten und andern Instrumenten. Den Grund aber dieses verschiedenen Betragens weiß ich nicht anzugeben.

Daselbst, nicht weit vom Tempel, ist auch ein Teich, worinn viele Fische von allerley Gattung gehalten werden, die den Göttern geweihet sind. Einige derselben werden überaus groß, haben Namen, und kommen hervor, wenn man sie ruft. Wie ich daselbst war, befand sich einer darunter,

der mit Gold gezieret war. Er trug nämlich an seiner Floßfeder ein göldnes Blumwerk; und diesen sah ich öfters mit seinem Kunstwerke.

Der Teich ist sehr tief. Ich habe es zwar nicht selbst untersucht: Sie sagen aber, er sey mehr als zweyhundert Ruthen tief. In der Mitte steht ein steinerner Altar: Beym ersten Anblicke scheint es, als ob er sich bewege und auf dem Wasser schwimme; und viele glauben solches wirklich. Ich aber halte dafür, daß er auf einer großen Säule stehe: Er ist stets mit Bändern geziert und mit Weihrauch bestreut; denn es schwimmen täglich viele bekränzet dahin, Gebete zu thun.

Es giebt feyerliche sehr volkreiche Versammlungen daselbst hin, welche sie die Teichfahrten nennen, weil alle ihre Götter zum Teiche herunterkommen: Juno ziehet der Fische wegen voran, damit Jupiter sie nicht zuerst sehe. Denn wenn solches geschähe, so würden die Fische, wie sie vorgeben, alle sterben. Nun kömmt er eben in der Absicht sie zu besehen: Sie aber kehrt sich um, hält ihn ab, und bittet und flehet, bis er zurückgeht.

Doch für die gröste Feyerlichkeit hält man ihre Processionen nach dem Meere. Ich kann aber nichts eigentliches von denselben sagen: denn ich war nicht selbst mitgegangen. Was sie aber thun, wenn sie zurückkommen, weiß ich, und will es erzählen. Jeder bringt ein Geschirr voll Wasser zurücke, das mit Wachse versiegelt ist; und dieses Siegel thun sie nicht selbst weg, sondern ein Verschnittener, der bey dem Teiche wohnet, nimmt ihnen die Geschirre ab, beschauet das Siegel, löst, nachdem er für seine Bemühung den Lohn empfangen, das Band auf, und nimmt das Wachs zurücke. Dieses bringt dem Verschnittenen viele Minen ein. Hernach tragen sie selbst das Wasser in den Tempel, giessen es aus, opfern und gehen wieder davon.

Unter allen ihren Festen aber, die mir bekannt sind, ist dasjenige das gröste, welches sie Anfangs des Frühlings feyern: Einige heißen es das Brandfest, und andere die Erleuchtung. An demselben opfern sie folgendergestalt. Sie hauen große Bäume um, welche sie in den Vorhof setzen: Hernach bringen sie Ziegen, Schafe, und andere Thiere, die sie lebendig an die Bäume aufhängen; nebst

diesen auch Vögel, Kleider, göldne und silberne Geräthe: Wenn itzt alles fertig ist, tragen sie ihre Götter um die Bäume herum, und zünden Feuer darunter an, wodurch alles sogleich in Brand geräth. Zu diesem Fest ist ein großer Zulauf aus Syrien und den herumliegenden Gegenden, wobey sie alle ihre Götter und was sie von nachgemachten Bildnissen derselben haben, herumtragen.

Zu gesetzten Tagen versammelt die Menge sich in dem Tempel: Viele Verschnittene und andere zum Gottesdienste Verordnete, von denen ich oben gemeldet, verrichten die Ceremonien, lassen sich Blut aus den Ellenbogen, und schlagen einander auf den Rücken. Viele von den Anwesenden spielen dazu auf der Flöte, andere trommeln, und noch andere singen heilige Lieder. Dieses aber thun sie außer dem Tempel, und kommen nicht in denselben hinein.

An eben diesen Tagen geht auch die Verschneidung vor; denn durch die Musik und die heiligen Ceremonien werden viele begeistert, und mancher, der nur gekommen war zuzuschauen, hat sich hernach verschnitten. Die Weise, wie solches geschiehet, ist diese: Derjenige, so sich dazu entschließt, wirft

die Kleider von sich, tritt mit großem Geschrey hervor, langt das Messer, dergleichen von langer Zeit zu eben diesem Gebrauche, wie ich vermuthe, vorhanden sind, hervor, und verschneidet sich; hernach läuft er mit den abgeschnittenen Theilen in der Stadt herum, und in welches Haus er sie hinschmeißt, da giebt man ihm ein Weibskleid sammt dem übrigen dazu gehörigen Schmuck.

Wenn ein Verschnittener stirbt, so wird er nicht auf dieselbige Weise wie andre Leute begraben; sondern seine Mitgesellen nehmen und tragen ihn vor die Stadt hinaus: Nachdem sie ihn sammt der Baare, worauf sie ihn getragen, abgesetzt, werfen sie einen Haufen Steine über ihn, und gehen wieder zurück. Hernach warten sie sieben Tage lange ehe sie wieder in den Tempel kommen; denn zuvor ist es ihnen nicht erlaubt.

Die allgemeinen Regeln aber, welche sie in Ansehung der Todten befolgen, sind diese: Wenn einer einen Todten siehet, so kömmt er denselben Tag nicht in den Tempel, sondern erst den folgenden, nachdem er sich gereinigt hat; die Hausgenossen des Todten aber selbst warten dreyßig Tage lang, und bescheeren sich den Kopf ehe sie

hineinkommen: Zuvor ist ihnen solches nicht erlaubt.

Die Thiere, welche sie opfern, sind Ochsen, Kühe, Ziegen und Schafe. Schweine allein opfern und essen sie auch nicht, weil sie dieselben für unrein halten: Andere aber thun solches nicht aus Abscheu, sondern weil sie glauben, daß sie heilig sind. Unter den Vögeln halten sie die Tauben für überaus heilig, und dörfen sie auch nur nicht berühren; und wenn solches etwan auch wider Willen begegnet, so sind sie denselben Tag unrein. Daher diese Thiere zahm unter ihnen leben, in die Zimmer hinein kommen, und ohne Scheu ihre Speise auf dem Boden nehmen.

Aber auch noch etwas von den Fremdlingen, die zu diesen Feyerlichkeiten kommen. Wenn einer das erstemal nach Hierapolis geht, so bescheeret er sich den Kopf und die Augenbraunen. Hernach opfert er ein Schaf, welches zugerüstet und gegessen wird; das Fell aber spreitet er auf den Boden aus, kniet darauf, und setzt sich den Kopf und die Füße des Thieres auf seinen eigenen Kopf. In dieser Stellung nun bittet er die Götter, sie möchten sich das gegenwärtige Opfer gefallen lassen,

mit

mit Versprechen, ihnen künftig ein größers zu bringen. Nachdem solches geschehen, bekränzt er sich und alle die, welche dieselbe Reihe mit ihm machen; nimmt, was er auf dem Kopfe hat, weg, und begiebt sich auf den Weg, da er dann während der ganzen Zeit sich zum Bade sowol als zum Tranke nur kalten Wassers bedient, und auf dem harten Boden schläft; denn er darf in kein Bette kommen, bis die Reise ganz vollendet, und er wieder zu Hause angelangt ist.

Wenn er nach Hierapolis kömmt, so nimmt ihn, auch unbekannt, ein öffentlicher Gastwirth auf: Denn für jede Stadt sind Gastwirthe daselbst, welche die Ankömmlinge beherbergen, und alle die aufnehmen, welche aus derselben Stadt sind. Die Assyrier heissen solche Gastwirthe die Lehrer, weil sie die Fremden in allem unterrichten.

Sie schlachten aber die Opfer nicht in dem Tempel selbst; sondern der Opfernde bringt das Thier zum Altar, gießt das Trankopfer, und führt es hernach wieder lebendig nach Hause; wo er es schlachtet und sein Gebete verrichtet.

Noch eine andere Weise zu opfern ist diese: Sie kränzen das Opferthier und lassen es von der

Anhöhe des Vorhofes herunterstürzen, daß es von dem Falle stirbt: Einige stürzen auch ihre eigene Kinder herunter, doch nicht wie die Thiere; sondern sie stecken dieselben erst in einen Sack, und stoßen sie mit eigenen Händen unter Flüchen herunter, indem sie sagen, sie wären nicht ihre Kinder, sondern Ochsen.

Sie brandmarken sich alle, entweder in die Hände oder auf die Schultern; und daher ist es, daß alle Assyrier Brandmale tragen.

Sie haben auch noch eine andere Gewohnheit, welche man in Griechenland nur bey den Trözeniern findet: Diese nämlich lassen ihre Jungfrauen und Junggesellen sich nicht heyrathen, es sey denn sie haben dem Hippolytus zu Ehren ihre Haare abgeschoren. Eben so thun auch die Hierapolitaner: Ihre jungen Knaben weihen die ersten Milchhaare des Bartes; Die Haupthaare aber lassen sie wachsen bis sie groß sind, und schneiden sie hernach, wenn sie in den Tempel kommen, ab, legen dieselben in silberne oder auch göldne Gefässe, die im Tempel feste gemacht werden, mit der Aufschrift von wem sie sind, und gehen so wieder weg. Dieses habe ich in meiner Jugend

selbst gethan, und noch itzt ist mein Haarzopf und Namen im Tempel.

Prometheus oder der Kaukasus.

Merkur, Vulkan, Prometheus.

Merkur.

Hier, Vulkan, ist der Kaukasus, an den dieser Unglückselige angenagelt werden soll. Wir wollen uns umsehen, wo irgend eine bequeme, unbeschneite Felsenwand ist, damit wir die Nägel desto fester einschlagen, und jedermann ihn sehen könne, wenn er da hängt.

Vulkan. Gut: Er darf nämlich weder allzutief und nahe bey der Erde gekreuzigt werden, damit seine Geschöpfe, die Menschen, ihm nicht zu Hülfe kommen mögen; noch auch allzuhoch, denn so könnte man ihn unten nicht sehen: sondern um die Mitte des Berges, wenn dirs beliebt, hier über der Kluft soll er hangen, und die eine Hand da, die andre dorthin ausstrecken.

Merkur. Ganz gut: Die Felsen sind jähe und unzugänglich, indem sie überall unmerkbar rückwärts aufsteigen; und hier hat der Abschuß einen so schmalen Steig dahin, daß der Fuß kaum mit den Zehen auftreten kann. Kurz, der Ort ist recht sehr bequem ihn da feste zu machen. Hurtig, Prometheus! Steig hinauf, und laß dich an den Berg anheften.

Prometheus. O, Vulkan und Merkur, erbarmt euch doch meiner! Ich habe dieses Unglück nicht verschuldt.

Merkur. Das ist, erbarmet euch meiner, damit ihr gleich selbst ans Kreuz kömmt, wenn ihr dem Befehle Jupiters zuwider handelt. Wie? Dünkt dich der Kaukasus wohl groß genug, daß auch noch zween andre daran Platz hätten? — Gib die rechte Hand her. Du, Vulkan, drück und nagle sie an, und schlag wacker zu mit dem Hammer! Gib auch die andre her. Auch diese, Vulkan, mach recht feste! Nu gut: Bald wird itzt auch der Adler geflogen kommen, dir an der Leber zu hacken, damit du für deine schöne und wohl ausgedachte Töpferarbeit den Lohn ganz empfangest.

Prometheus. O Saturn, Japet, und du Mutter Erde! Was ich Unglückseliger nicht leide! Und habe doch nichts verschuldet.

Merkur. Wie, du hast nichts verschuldt, Prometheus? Und hast doch dein Amt bey der Tafel der Götter so unbillig und betrügerisch verwaltet, daß du die besten Stücke Fleisch für dich herausgelesen, und den Jupiter dadurch betrogen, daß du ihm Knochen mit weissem Fette bedeckt vorsetztest: So sagt es, ich erinnere mich sehr wohl, Hesiodus ausdrücklich. Hast demnach die Menschen, die allerverschmitztesten Thiere, und vornämlich die Weiber, gemacht, und hast über dieses alles noch den Göttern das Feuer, ihr kostbarstes Gut, gestohlen, und es den Menschen gegeben. Und nach so großen Verbrechen sprichst du itzt, es geschehe dir Unrecht, daß man dich strafet.

Prometheus. Auch du, Merkur, scheinst mir also eben wie der Poet einen Unschuldigen für schuldig zu erklären, da du Sachen vorbringst, wofür ich, wenn man billig hätte seyn wollen, vielmehr verdient zu haben glaube, daß man mir im Pytaneum auf öffentliche Unkosten den Unterhalt gäbe. Wenn du also Musse hast, so will ich

mich gern verantworten, und darthun, daß Jupiter ein ungerechtes Urtheil über mich gesprochen: Du hingegen (denn an Beredsamkeit und Erfahrenheit in Gerichtshändeln fehlt es dir nicht) magst ihn vertheidigen, und zeigen, wenn es möglich ist, daß er mit Recht mich hier am Kaukasus, nahe bey den kaspischen Gebirgen, alle Skythen zum erbärmlichsten Anblicke, habe kreuzigen lassen.

Merkur. Diese Appellatz wird zwar zu spät und vergebens seyn: Doch sprich nur immer; wir müssen ohnedem warten bis der Adler herabfliegt, dir die Leber zu besorgen, und können unterdessen die Zeit wol nicht besser vertreiben, als daß wir einen so verschmitzten Sophisten, wie du bist, declamieren hören.

Prometheus. Sprich also zuerst, Merkur: Und damit du mich auf das heftigste verklagest, so vergiß nichts, was zum Behufe deines Vaters dienen kann. Dich aber, Vulkan, mache ich zum Richter.

Vulkan. Nein, beym Jupiter! Kläger, statt Richter will ich seyn, das sollst du wissen. Du hast das Feuer gestohlen, und mir den Ofen kalt zurückgelassen.

Prometheus. Wohlan, so theilet die Beschuldigungen unter euch. Sprich du vom Diebstahle: Merkur aber klage auf mich, daß ich die Menschen gemacht, und wegen der Austheilung des Fleisches. Denn ihr scheint beyde nicht nur Künstler, sondern auch geschickte Redner zu seyn.

Vulkan. Merkur mag auch für mich sprechen; denn mit Rechtshändeln habe ich mich nie abgegeben, sondern bleibe fast immer bey meinem Feuerheerde. Er hingegen ist ein Redner, und giebt sich über dergleichen viel Mühe.

Prometheus. Ich glaubte, Merkur würde nicht gern von Dieberey reden oder mir solche zur Last legen, da er dieselbe Kunst treibt. Schämest du dich aber, o Sohn der Maja, nicht, auch dieses zu thun, wohlan so fange an; es ist Zeit.

Merkur. Es brauchte wohl einer weitläuftigen Rede, und daß man Zeit genug hätte sich zu so schweren Beschuldigungen vorzubereiten: Itzt aber mag genug seyn deine Verbrechen nur zu nennen, und zu sagen, daß du bey dem dir anvertrauten Amte, das Fleisch auszutheilen, den König der Götter betrogen, und die besten Stücke für dich behalten: Daß du sonder alle Nothwendigkeit die

Menschen gebildet, und endlich daß du uns das Feuer gestohlen, und zu ihnen heruntergetragen hast: Mich dünkt, bey so großen Verbrechen erkennst du gewiß nicht, wie gnädig Jupiter sich noch gegen dich bewiesen hat: Nu, läugnest du sie, so werde ich dich überweisen, und durch eine weitläuftige Rede die Wahrheit auf möglichste Weise darthun müssen. Gestehst du aber, daß du auf vorgedachte Weise das Fleisch vertheilt, durch eine Neuerung Menschen gemacht, und das Feuer gestohlen hast, so habe ich genug geklagt, und bleibt mir nichts übrig weiter zu sagen: Denn wozu sollte es dienen?

Prometheus. Ob aber auch das, was du itzt gesagt, irgendwozu diene, wird sich bald zeigen. Weil du also glaubst, die Beschuldigungen, welche du vorgebracht, seyn hinlänglich zu meiner Verurtheilung, und du habest genugsam geklagt, so will ich trachten mich nach meinem besten Vermögen über deine Beschuldigungen zu rechtfertigen, und also zuerst von dem Fleische sprechen; wiewol ich (ich schwöre beym Himmel!) mich selbst für den Jupiter schäme, daß er eine so kleine niederträchtige Seele hat, einen so alten Gott ans Kreuz

zu schicken, weil er einen kleinen Knochen in seiner Portion fand; und weder der Hülfe sich erinnert, die wir Titanen ihm ehedessen geleistet, noch bedenkt, welche Kleinigkeit es ist, worüber er zörnt, und daß es recht jungenmäßig läßt, in Zorn zu gerathen und böse zu werden, wenn man nicht eben selbst die gröste Portion bekömmt. Denn dergleichen bey Gastgeboten angebrachten Streiche muß man, dünkt mich, nicht ins Gedächtniß legen, und, wenn wirklich etwas dabey übertrieben wird, es für Spaß halten und allen Zorn im Gastsaal zurücke lassen. Haß aber und Rachsucht bis Morgen aufbewahren und im Gedächtniß behalten, pfui, das ist weder Göttern geziemend, noch auch sonst königlich. Denn man nehme diese Lustbarkeiten, Tücke, Spott, Scherze, Gelächter von den Mahlzeiten hinweg, was wird übrig bleiben, als daß man stille sich besaufe, und den Wanst vollfülle? Wahrhaftig, ein Zeitvertreib, der häßlich und unangenehm ist, und der zu Mahlzeiten sich gar nicht schicket; daher mirs auch nicht einfiel, daß Jupiter sich morgens der Sache nur wieder erinnern, vielweniger daß er so sehr zörnen und glauben würde, er wäre aufs höchste beleidigt,

weil der Vorschneider einen Spaß machen und probieren wollte, ob der, so zuerst wählet, die besten Stücke kenne?

Gesetzt aber, ich hätte noch schlimmer gehandelt und dem Jupiter nicht bloß eine schlechtere Portion zugetheilt, sondern hätte sie ihm ganz weggestohlen, wäre wol dieses der Mühe werth gewesen Himmel und Erde zu bewegen; auf Stricke, Kreuz und den ganzen Kaukasus zu denken, Adler herabzuschicken und die Leber aushacken zu lassen? Urtheile selbst, Merkur, ob das nicht von einer kleinen Seele zeuge und nicht offenbar zeige, daß Jupiter ein niederträchtiges und zum Zorn sehr geneigtes Gemüth habe? Was würde er nicht thun: wenn er einen ganzen Ochsen verlöre, da er um einiger weniger Stücke Fleisches willen einen solchen Lärm anfängt?

Gewiß beweisen die Menschen sich bey dergleichen Fällen viel billiger, obschon sie als solche doch weit empfindlicher seyn dürften wie die Götter. Aber dessen ungeachtet wird keiner von ihnen den Koch deswegen kreuzigen lassen, weil er etwa beym Fleischsieden den Finger in die Brühe tunkt und ableckt, oder von dem Gebratenen ein Stück

abreißt und heimlich verschlingt. Dergleichen verzeihen sie: Und wenn sie auch zörnen, so ists etwa mit ein paar Ohrfeigen oder mit einer Maulschelle gethan; ans Kreuz aber ist um solcher Kleinigkeiten willen noch keiner von ihnen geschlagen worden. So viel vom Fleisch. Und gereicht es mir eben nicht zur Ehre, daß ich mich deswegen vertheidigen muß, so ist die Schande noch viel größer für den Jupiter, daß er mich deswegen anklagt.

Itzt von meiner Töpferarbeit, und daß ich die Menschen gebildet habe. Diese Anklage nun ist zweydeutig, Merkur; und ich weiß nicht was ihr mir eigentlich zur Last leget: Ob ihr meynt, die Menschen hätten überall nicht sollen geschaffen werden, und daß es besser gewesen, sie bloß Erde, ohne Form und Gestalt, bleiben zu lassen; oder aber daß ich sie zwar wohl, aber nicht wie sie itzt sind, sondern auf eine andre Weise hätte bilden sollen? Ich will aber auf beydes antworten, und erstlich zeigen, daß durch Hervorbringung der Menschen den Göttern kein Schaden geschehen; hernach daß solches auch viel nützlicher nnd besser für sie gewesen, als wenn die Erde leer und ohne Menschen geblieben wäre.

Einst waren also (denn so wird sich desto deutlicher zeigen, ob ich gesündigt habe, daß ich die Menschen gebildet, und der Welt einen neuen Schmuck gegeben) nur die Götter im Himmel vorhanden. Die Erde aber war ein wüster ungeförmter Klumpen, ganz von wilden Waldungen bedeckt: Keine Altäre, keine Tempel. Denn woher sollten Bildnisse, Statuen und anders, dergleichen itzt die Menge auf Erde so andächtig verehrt werden, gekommen seyn? Weil ich nun stets auf das allgemeine Beste bedacht bin, und sowol, was den Nutzen der Götter betrift, ins Aufnehmen zu bringen, als auch alle dem übrigen eine mehrere Zierde und Schönheit zu geben trachte, so gerieth ich auf den Einfall, daß dieses geschehen würde, wenn ich ein bischen Ton nähme, und Geschöpfe bildete, die an Gestalt uns Göttern ähnlich wären. Denn es bedünkte mich, daß den Göttern noch etwas fehlte, wenn kein Gegenbild derselben, das zwar sterblich, im übrigen aber sehr künstlich verfertigt, und mit Verstand und Empfindung dessen was gut und besser ist, begabet wäre, da seyn sollte; aus dessen Vergleichung mit der göttlichen Natur man klar sehen könnte, wie viel glückseliger die Götter wären.

Nun mischte und knettete ich, wie der Poet sagt, Erde und Wasser unter einander und rief mir, das Werk zu Stande zu bringen, die Minerva zu Hülfe. Das nun ist mein groses Verbrechen. Und in der That, wer siehet nicht, wie beträchtlich der Schaden ist, den die Götter gelitten, daß ich aus Thon lebendige Geschöpfe gebildet, und dem was bisher ohne Bewegung war Bewegung gegeben habe? Denn, wie es scheint, sind die Götter von dieser Zeit an weniger Götter, weil auch auf Erden einige mit Leben begabte Dinge entstanden; und Jupiter selbst zörnt, wirklich nicht anders, als ob die Götter, seitdem Menschen entstanden, geringer worden wären: Oder er fürchte etwa, daß auch sie einen Aufstand wider ihn erregen und die Götter bekriegen möchten, wie vormals die Giganten gethan. Es ist aber klar, Merkur, daß euch von mir und von meinem Werke kein Schaden zugewachsen; oder zeige mir einen, auch nur den geringsten, so will ich schweigen, und gestehen, daß ich die Strafe verdient habe, welche ihr mir anthut!

Daß aber die Götter vielmehr Nutzen davon haben, wirst du erkennen, wenn du betrachtest,

wie die Erde itzt nicht mehr wüst und sonder Schönheit da liegt, sondern mit Städten, angebauten Feldern und allerley zahmen Pflanzen geziert ist; das Meer beschiffet wird, und die Inseln bewohnt sind. Man siehet überall Altäre, Opfertempel, und feyerliche Versammlungen: Jupiter ist auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen. Hätte ich die Menschen nur meinetwegen gebildet, so möchte ich wol eigennützig scheinen. Nun aber habe ich es zum allgemeinen Besten gethan; ja noch mehr: Man siehet überall Tempel, die dem Jupiter, dem Apoll, und dir, Merkur, geweihet sind; nirgend aber hat auch Prometheus solche: Urtheile hieraus, ob ich nur auf meinen eigenen Nutzen sehe, das allgemeine Beste aber verrathe und zu Schaden bringe.

Aber auch noch dieses, Merkur: Wie, dünkt dich wol, daß ein Gut, es sey ein liegendes oder durch Kunst gearbeitetes, wovon man keine Zeugen hat und das niemand weder siehet noch lobet, dem Besitzer gleich angenehm sey und gleich viel Vergnügen bringe? Warum aber diese Frage? Darum, Merkur, weil daraus offenbar ist, daß wenn die Menschen nicht wären gemacht worden,

auch die Schönheit der Welt ohne Zeugen geblieben wäre, und wir einen Reichthum besessen hätten, den sonst niemand andrer bewundert, und den wir mithin auch nicht gleich hochgeschätzt hätten. Denn was groß ist zeigt sich nur dannzumal groß, wenn es gegen das kleinere gehalten wird. Ihr aber schlägt mich, anstatt mir für dieses gemeinnützige Werk Dank zu wissen, ans Kreuz, und vergeltet mir diese Erfindung also!

Aber es giebt Schlimme unter ihnen, sagst du. Sie brechen die Ehe, bekriegen einander, heyrathen ihre Schwestern, und stellen den eigensten Aeltern nach dem Leben; gleich als ob wir bey uns an dergleichen Verbrechen Mangel hätten, und niemand sich über den Himmel und die Erde beschweren dürfte, daß sie Uns Götter hervorgebracht haben. Wenn du vielleicht auch einwenden möchtest, wir bekämen nothwendig viel Geschäfte, indem wir für sie sorgen müßten, so dünkt mich, daß ein Hirt mit demselben Rechte sich beklagen dürfte, daß er eine Heerde besäße, die er nothwendig besorgen müßte: Macht ihm nämlich dieses zwar Mühe, so ists doch eine

angenehme Mühe, und eine Beschäftigung, die nicht sonder Vergnügen ist: Denn was sollten wir anfangen, wenn niemand wäre, für den wir Sorge zu tragen hätten? Ich denke wol, wir müßten müßig an der Tafel sitzen, Necktar trinken, und uns den Wanst mit Ambrosien füllen.

Was mich aber am meisten verdrießt, ist dieses, daß, da ihr euch über die Schöpfung der Menschen und vornämlich über die Weiber beschweret, ihr euch dessen ungeachtet in sie verliebt, und immerfort bald in Gestalt eines Ochsen, bald eines Satyrs, bald eines Schwanes heruntersteigt, und euch eben nicht für Schande haltet Götter mit ihnen zu zeugen.

Nun sagst du vielleicht, ich dürfte wol Menschen gebildet haben, aber auf eine andre Weise, und nicht daß sie uns ähnlich wären: Was für ein besseres Muster konnte ich mir aber vorstellen, als dasjenige ist, von dem ich wußte, daß es ganz vollkommen sey? Oder sollte ich sie ohne Verstand, thierisch und wild gestaltet haben? Wie hätten sie wol den Göttern Opfer gebracht, nnd andere Ehrbezeugungen erwiesen, wenn sie nicht eben so beschaffen wären, wie sie wirklich sind? Und ihr

zaudert doch nicht, euch hinzubegeben, wo sie euch Hecatomben bringen, solltet ihr euch bis zu den untadelichen Ethiopiern, weit bis zum Ocean reisen müssen. Mich hingegen, den Urheber und Stifter dieser Opfer und Ehrbezeugungen schlaget ihr ans Kreuz.

Und itzt, wenn ihrs erlaubet, komme ich noch auf den Punkt des Feuers; diesen mir so sehr aufgerückten Diebstahl. Und da sag mir doch, ums Himmels willen, ob wir wol das geringste davon verlohren haben seitdem es auch bey den Menschen ist? Das wirst du wol nicht behaupten, da das Feuer, dünkt mich, von der Natur ist, daß es nicht abnimmt, wenn andere gleich auch davon nehmen, indem es deswegen ja nicht erlöscht, weil ein andrer ein Licht davon anzündet. Es ist aber offenbar nur Neid, solche ein Gut nicht mitgeniessen zu lassen, die es bedörfen, und dessen Mittheilung euch keinen Schaden bringt, obschon ihr als Götter gut und wohlthätig, und von allem Neide weit entfernt seyn solltet: Ja, wenn ich euch dieses Feuer ganz entzogen und auf die Erde gebracht hätte, ohne das geringste davon zurückzulassen, so hätt' ich euch auch so nicht großen Schaden

zugefügt; denn ihr habet es nicht einmal nöthig, indem ihr weder frieret, noch die Ambrosia kochet, noch eines Lichtes bedürfet, das durch Kunst hervorgebracht wird.

Hingegen ist das Feuer den Menschen; wie zu andern Dingen, so vornämlich beym Opfern höchst nöthig, damit sie die Luft mit Dampf erfüllen, räuchern und die Opferstücke von den geschlachteten Thieren auf den Altären verbrennen können. Ich sehe aber, daß ihr an diesem Rauche nicht wenig Vergnügen findet, und es für das beste Wohlleben haltet, wenn der Opferdampf so in Wellen von Rauch gen Himmel aufsteigt; also daß ihr euch selbst über etwas beklagt, das ihr doch liebet. Mich wundert aber, warum ihr nicht auch der Sonne verbietet sie zu bescheinen, da ihr Feuer doch noch viel göttlicher und brennender ist. Oder klaget ihr sie ebenfalls an, daß sie ein Gut verschwende, das euer Eigenthum ist? Nun weiset mich zurechte, Merkur und Vulkan, und widerleget mich, wenn euch dünkt, daß ich etwas gesagt habe, das nicht Stich hält; so will ich mich hernach wiederum vertheidigen.

Merkur. Es ist eben nicht leicht mit einem so beredten Gegner, wie du bist, zu streiten. Indessen kömmt es dir gut, Prometheus, daß Jupiter nicht ebenfalls zugehört hat; sonst würde er gewiß wol zehn Geyern bestellt haben, dir die Eingeweide auszureissen, so harte Beschuldigung brachtest du wider ihn vor, da du dich nur zu vertheidigen glaubtest: Es wundert mich aber, daß, da du ein Wahrsager bist, du nicht vorher wußtest, daß du so würdest gestraft werden.

Prometheus. Das wußte ich, Merkur! Und auch dieses weiß ich, daß ich wieder frey werden und bald ein Freund von dir, Merkur, von Theben kommen soll, der den Adler von dem du sprichst erschiessen wird.

Merkur. Das wünsche ich von Herzen, Prometheus! Mög' ich dich bald wieder in Freyheit und mit uns an der Göttertafel sehen; doch nicht so, daß du das Fleisch austheilest.

Prometheus. Nur Geduld: Ich werde gewiß wieder mit euch speisen, und Jupiter wird mich frey machen, für einen nicht geringen Dienst, den ich ihm erweisen werde.

Merkur. Was für welchen? Sag es doch.

Prometheus. Kennst du die Thetis, Merkur? Aber nein, es nutzt nichts — Besser, ich behalte das Geheimniß bey mir selbst, damit es mir zum Lösegeld meiner Befreyung diene.

Merkur. So magst du es bey dir behalten, Prometheus, wenn du es besser findest. Wir aber, Vulkan, gehen itzt: Ich sehe den Adler bereits herunterfahren: Sey standhaft, Prometheus, und möge der Thebaner bald kommen, der ihn erschiessen, und dich vom Haken des Vogels befreyen soll.

Innhalt
des
vierten Theils.

S.

1) Nigrin, oder die Sitten eines Philosophen. 3.
2) Ein Freund und Lucian. 4.
3) Gespräche der Seegötter. 35.
   1) Doris und Galathea. Eb. das.
   2) Polyphem und Neptun. 38.
   3) Alpheus und Neptun. 41.
   4) Menelaus und Protheus. 43.
   5) Panope und Galene. 45.
   6) Ein Triton, Ammmone und Neptun. 46.
   7) Notus und Zephyrus. 49.
   8) Neptun und die Delphinen. 51.
   9) Neptun und die Nereiden. 53.
   10) Iris und Neptun. 55.
   11) Xanthus und die See. 56.
   12) Doris und Thetis. 58.
   13) Neptun und Enipeus. 60.
   14) Ein Triton und die Nereiden. 61.
   15) Zephyrus und Notus. 65.

4) Daß man Verleumdungen nicht leicht glauben soll. S. 68.
5) Wider einen Ungelehrten, der sich viele Bücher anschaffte. 93.
6) Der Schmarotzer, oder daß das Schmarotzen eine Kunst sey. 120.
7) Von der Syrischen Göttin. 169.
8) Prometheus oder der Kaukasus. 211.

Ende des vierten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

4) Daß man Verleumdungen nicht leicht glauben soll. S. 68.
5) Wider einen Ungelehrten, der sich viele Bücher anschaffte. 93.
6) Der Schmarotzer, oder daß das Schmarotzen eine Kunst sey. 120.
7) Von der Syrischen Göttin. 169.
8) Prometheus oder der Kaukasus. 211.

Ende des vierten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lucianus, Samosatensis, 120-180

Lucians Schriften aus dem Griechischen übersetzt

Bd.: Sechster Band.

Mannheim 1783

A.gr.b. 2206-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10236798-5
VD18 90785932